

November 11/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink
Der Schrecken des Todes 321

Werner Kleine
Hat Jesus Gemeinde gewollt? 323

Georg Lauscher
Die Rückkehr der Diakone 328

Bruno Ortmanns
Warum ich Diakon bin! 335

Axel Hammes/Guido Schlimbach
As slow as possible - So langsam wie möglich 338

Erich Garhammer
Ein Sprachereignis 343

Hedwig Lamberty
„Entdecke, was in dir ist“ 345

Literaturdienst: 349

Klaus Vellguth (Hrsg.): Firmung vernetzt
Mechthild Hüsch/Ulrich Roth, Illustration Heinrich Hüsch:
Unterm Schatten - ein Blick auf Leben
Patrik C. Höring/Bernd Lutz (Hrsg.): Christwerden in einer
multireligiösen Gesellschaft

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg-Essen, Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141 Essen | PR Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 52327 Wuppertal | Spiritual Pfr. Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Diakon Dr. Bruno Ortmanns, Kircheichstraße 49a, 52134 Herzogenrath-Kohlscheid | Pfarrer Dr. Axel Hammes, Tempelstraße 2a, 50679 Köln-Deutz | Dr. Guido Schlimbach, Lütticher Straße 6, 50674 Köln | Prof. Dr. Erich Garhammer, Schönleinstraße 3, 97080 Würzburg | Dr. Hedwig Lamberty, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

Der Schrecken des Todes

Ein den Sophienhöfen an der Berliner Sophienstraße ist unscheinbar ein gelbes Blechschild angebracht mit einer Inschrift des Wuppertaler Ästhetik-Professors Bazon Brock. In dieser Form steht dort zu lesen: „*der Tod muß abgeschafft/werden, diese verdammte/Schweineerei muß aufhören./ Wer ein Wort des Trostes/spricht, ist ein Verräter*“. Die Wortwahl dieses kleinen Poems spiegelt den neuzeitlichen Grundimpuls der auch gewaltsamen Abschaffung des als unmenschlich Empfundene(n). Was der Text mit dem christlichen Glauben gemeinsam hat, ist die Skandalisierung des Todes: Der Tod widerspricht dem Menschsein. Er *soll* nicht sein.

Die Abschaffung des Todes aber ist etwas anderes. Die *Abschaffung des Todes* lässt sich angesichts der Sterblichkeit aller lebendigen Organismen aus Fleisch und Blut nicht durch Aufhebung des biologischen Zerfalls bewerkstelligen. Bewerkstelligen lässt sich die Abschaffung des Todes als dessen Verdrängung seiner sozialen Bedeutung, indem man das Sterben verkürzt, privatisiert, die Leiche möglichst schnell und möglichst restlos beseitigt und mit ihr alles, was an die „verdammte Schweineerei“ des Sterbens erinnert. Der österliche Jubelruf „*Tod, wo ist dein Sieg?*“ bekommt so eine neue, postchristliche Bedeutung, ähnlich wie bei jenen Kindern, die, nachdem sie im Spiel verloren haben, behaupten, sie hätten ja gar nicht mitgespielt. Die Abschaffung des Todes bestünde in seiner kollektiven *damnatio memoriae*, in der Vernichtung des Andenkens an den Tod und an alle, die ihm angehören, die Kranken, die

Hinfälligen, die Sterbenden und besonders die Gestorbenen.

Das Christentum bekennt im Anschluss an die Geheime Offenbarung des Johannes, dass Sterbenmüssen kein unabdingbares Moment des Menschseins ist: „Der Tod wird nicht mehr sein“ (Offb 21, 4). Wenn umgekehrt aber die leibliche Existenz unabdingbar konstitutiv ist für das Menschsein, dann bedeutet die Behauptung, es gebe ein unsterbliches Menschsein, die Behauptung unsterblicher Leiblichkeit. Das wieder scheint sich zu berühren mit modernen Utopien technisch verlängerter leiblicher Existenz. In dem Maße, in dem diese Utopien in den vergangenen hundert Jahren realistischer wurden, in dem Maße haben wir kulturell viel an Befähigung zum Umgang mit dem Tod verloren. Der Tod muss weniger bewältigt werden, weil er seltener geworden ist und später eintritt. Statt des Priesters suchen die Zeitgenossen beim Arzt, Physiotherapeuten und Fitnesstrainer Verlängerung und Optimierung des Lebens, dessen unweigerliches Ende darüber aus dem Blick gerät: „Der Tod geht mich nichts an. Denn, wenn er kommt, gehe ich oder bin schon weg.“ Das Christentum hat selbst einen Beitrag geleistet zur technischen Überwindung des Todes: Unsere gängigen Osterformulierungen bedienen sich vorzugsweise der heldisch-militärischen Metaphorik, um Christi Sieg zu bejubeln und zu behaupten, der Tod habe seinen Schrecken verloren.

In Wahrheit aber skandalisieren Christen den Tod, indem sie seine Widrigkeit umso realistischer wahrnehmen: Nicht alle Menschen sterben lebenssatt. Viele sterben, bevor ihr Leben sich entfaltet. Die lange und erfüllt leben, sehen oft umso weniger ein, dass sie dieses Leben lassen sollen. Zwischen der Zerfallsausrichtung des menschlichen Leibes und dem menschlichen Lebenshunger bleibt eine unaufheb- bare Differenz, die existentiell als Schmerz erlebt wird. Wer diesen Schmerz zulässt und darauf verzichtet, die Tatsache der

Sterblichkeit abschaffen zu wollen, bleibt solidarisch mit den Sterbenden und Gestorbenen. Es ist ein Wesensmerkmal christlicher Kultur, dass sie mit den Toten und den Sterbenden solidarisch bleibt. Auf wunderbare Weise haben sich in Kirchen und christlichen Gemeinschaften mit dem Zerfall der überschaubaren ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten Gruppen gebildet, die die Begleitung der Sterbenden als ihr besonderes Anliegen annehmen. Mancherorts bilden sich auch wieder Gemeinschaften, die wie im Mittelalter das würdige Begräbnis auch für diejenigen, die sich den Bestatter nicht leisten können und keine Angehörigen mehr haben, zur Aufgabe machen. Still, aber machtvoll stehen all diese Menschen in der Tradition des jahrhundertalten Totengedenkens. Dieses Totengedenken richtet gegen die Alles nivellierende, vernichtende Macht des Todes, die Praxis der Erinnerung und mit ihr die Behauptung, dass Lebensinn durch Endlichkeit nicht zerstörbar ist. Vielleicht gehört das an vielen Orten so machtvolle Erinnern in historisch interessierten Kreisen ebenso in diesen Kontext des leisen aber kraftvollen Beharrens gegen die Sinnvernichtung durch Endlichkeit wie das manchmal naiv-nostalgisch wirkende Bemühen um den Erhalt von Zeugnissen der Vergangenheit.

In all dem halten Menschen den Schrecken des Todes aus und leben in einer Hoffnung, die dem Sinnstreben der Menschen im Erkennen, Gestalten und Glauben Dauer zusprechen. So wie wir Erkenntnis *finden* und nicht machen, so kann solche Praxis der Hoffnungsbeglaubigung aus der Erwartung ihrer Wahrheit leben. So wie der Forscher mutig fragt in dem vielleicht naiven Glauben, dass die Erkenntnis nicht die finale Sinnlosigkeit von allem beinhaltet, so kann menschliche Begegnung vor dem Schrecken des Todes bekennen: Kein Leben verschwindet in der Namenlosigkeit des blinden Zufalls.

Liebe Leserinnen und Leser,

wo und wie immer die Debatten um die seelsorglichen Strukturen in unserer Zeit geführt werden – unvermeidlich wird der Begriff „Gemeinde“ als Bezugsgröße fallen. Doch ist dieser Rückgriff weniger selbstverständlich als man glaubt. **Dr. Werner Kleine**, Pastoralreferent in der Cityseelsorge Wuppertal und Neutestamentler, reflektiert die Rede von der Gemeinde auf dem Hintergrund des jesuanischen Konzepts von Nachfolge bis hin zu den „späten“ Gemeinden der Apokalypse und des Hebräerbriefs.

Die beiden folgenden Artikel widmen sich dem Diakoniat. **Pfr. Georg Lauscher**, Spiritual im Bistum Aachen und ebenso im Diakoneninstitut Köln tätig, nähert sich dem „inkarnatorischen Amt“ auf der Folie eines im wörtlichen Sinne maßgeblichen Beitrags von Alfred Delp SJ. Unabhängig davon, aber eben passend, erreichte die Redaktion des Pbl ein Artikel des Aachener **Diakons Dr. Bruno Ortmanns**, der seiner Berufung auf den Grund geht und damit Zeugnis gibt in Zeiten, in denen die Entscheidung für einen Dienst in der Kirche oft genug in Frage gestellt wird.

Mit hoher Sensibilität spüren der Neutestamentler **Pfr. Dr. Axel Hammes** aus Köln sowie der mit der Kölner Kunststation St. Peter verbundene Theologe **Dr. Guido Schlimbach** einem Kunstwerk nach, das die Zeit selbst zum Thema macht, durch die es tönt: insgesamt 639 Jahre wird es auf einer Orgel in Halberstadt erklingen. Solche temporale Ausdehnung und Brechung jeder Form von Hektik wird zum Kristallisationspunkt für biblische und liturgische Theologie.

Dr. Hedwig Lamberty schließlich, Referentin für Frauenpastoral im Generalvikariat Köln, bietet eine Auswertung des Jahreskurses „Spiritualität für Frauen“ 2015/16 und wirft damit ein Schlaglicht darauf, wie Frauen sich und ihre Religiosität in der Kirche sehen bzw. was sie von der Kirche erwarten.

Eine anregende Lektüre im oftmals eher trüben Monat November wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Werner Kleine

Hat Jesus Gemeinde gewollt?

Von der Notwendigkeit, in der Verkündigung mehr Theologie zu wagen

Die Gemeinde ist tot! Es lebe die Gemeinde! In ständiger Selbstperpetuierung wird die Gemeinde beschworen, endlich aufzubrechen und in pastoralen Suchbewegungen den Ausweg zu finden, der den vermeintlichen Gläubigenmangel und die Glaubensverdunstung in der Gesellschaft stoppt. Die Ratlosigkeit der kirchlichen Leitungsebene angesichts der Herausforderungen, die sich der Verkündigung des Wortes Gottes stellt, scheint groß zu sein. Und so setzt man auf die bewährten Denkmuster vergangener Epochen.

Wie es zur Idee „Gemeinde“ kam

Als Ideal scheint dabei immer noch die „christentümliche Gesellschaft“ des Mittelalters zu sein, in der das ungeteilte abendländische Christentum die Gesellschaft grundlegend und flächendeckend prägte.¹ Diese Einheit zerbrach nicht nur durch die Reformation; die Aufklärung stellt die unhinterfragten religiösen Selbstverständlichkeiten, Gottes- und Weltbilder an sich in Frage.

Im Zuge der industriellen Revolution kamen weitere gesellschaftsprägende Faktoren hinzu, die die Religion als sinnstiftende Mitte bedrängten. Der Rückzug in Milieus schuf interne Konsistenzen, die mit klaren Abgrenzungen anderen Milieus einhergingen². Man war jetzt nicht mehr einfach Christ; vielmehr traten die konfessionellen Bindungen stark in den Vordergrund – eine Entwicklung, die Franz-Xaver Kaufmann als „Verkirchlichung des Christentums“³

bezeichnete. In dieser Entwicklung kam der Gemeinde-Idee eine spezifische Bedeutung zu. Die Gemeinde – oder besser: die Pfarrei – bildete den strukturellen Rahmen, innerhalb dessen das konfessionelle, insbesondere das katholische Milieu gedeihen konnte. Die sozialen Kontrollsysteme taten das Ihre, so dass die Zugehörigkeit zur territorial umschriebenen Pfarrgemeinde eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit von hoher integrativer Bedeutung war: „Die Bindung an eine Gemeinde blieb gleichsam ‚auf Automatik gestellt‘.“⁴

Gemeinde „in situ“

Gemeinde war in diesem Konzept ein territoriales Konstrukt, dem man durch Zuzug eingegliedert wurde. Christsein ereignete sich durch dauerhafte, ja lebenslange Teilnahme am gemeindlichen Leben, vor allem aber durch die Teilnahme an den in der Gemeinde vollzogenen sakramentalen Handlungen, die das Leben in seinen Vollzügen gleichsam rituell durchdrangen. Das Milieu und die milieubedingte Sozialkontrolle prägte auch den Alltag und dessen Vollzüge: Feste, Freizeitgestaltung, freitägliches Verbot von Fleischgenuss, Fronleichnamsfest – all das spielte sich nicht nur im katholischen Milieu ab; es schuf und sicherte Identität. Die Kirche war mitten im Dorf – verlässlich von der Wiege bis zur Bahre.

Sehnsuchtsseufzer

Im Angesicht der gegenwärtigen Herausforderungen wird mit sehnsuchtsvollem Blick auf die vermeintlich goldenen Zeiten versucht, den Patienten Gemeinde mit allen Mitteln zu reanimieren. Immer noch erscheint die Gemeinde als der kirchliche Ort schlechthin⁵; mehr noch: das pastorale Heil kirchlichen Handelns wird nahezu ausschließlich in einer Restauration des gemeindlichen Konzeptes gesehen. Ein guter Christ ist, wer sich in der Gemeinde engagiert. Freilich verhalten ent-

sprechende Appelle schon seit Jahrzehnten weitestgehend. Die goldene Ära der 70er- und 80er-Jahre des 20. Jahrhunderts mit seinen Aufbrüchen ist vergangen. Die großen pastoralkonzeptionellen Planungen der 90er- und 00er-Jahre haben keine wirklichen Aufbrüche bewirkt – wie sonst könnte man die Inflation immer neuer Suchbewegungen erklären, die ausgerufen werden, kaum dass der letzte Dialogprozess sein Ende gefunden hat. Die Gemeindeidee bleibt ein ekklesiales Idyll. Das Bild von der lebendigen sich selbst sorgenden Gemeinde wird zum paradiesischen Urbild gelingender Pastoral schlechthin, das sich freilich mehr als Utopie denn als Vision erweist. Sie ähnelt der Forderung nach einer Restauration des Gesundheitswesens mit zertifizierten Ersthelfern, die die Ober- und Chefärzte ersetzen könnten, wenn sie denn nur das nötige Engagement mitbrächten.

Metanoia

Betrachtet man die pastoraltheologischen Diskurse der letzten Jahre und Jahrzehnte, dann kreisen viele von ihnen immer wieder um das Thema „Gemeinde“. Tatsächlich aber scheint das große Verkündigungsprojekt der Kirche in eine Sackgasse geraten zu sein. Man kann ihr nicht entrinnen indem man in immer neuen Anläufen vor die Mauer am Ende des Weges anrennt; das führt zwar zu Kopfschmerzen, nicht aber zu echten Fortschritten. Vielleicht wäre es eher an der Zeit, dem jesuanischen Ruf nach *μετάνοια* mehr Gehör zu schenken. *Μετάνοια* ist mehr als bloße Umkehr. *Μετάνοια* bedeutet zuerst ein Umdenken, das Einnehmen einer neuen Perspektive und von hierher das Gehen neuer Wege. Das führt nicht zuletzt vor die Frage: Hat Jesus überhaupt Gemeinde gewollt?

Gemeinde als Kontrastgesellschaft?

Die pastoraltheologische Diskussion um die Gemeindeidee geht häufig von dem

Grundaxiom aus, die Gemeinde sei eine auf Jesus selbst zurückgehende Form der Verwirklichung der Kirche. Insbesondere Lohfinks Schlagwort von der „Kirche als Kontrastgesellschaft“ spielt eine subtile Rolle. Die Gemeinde soll gar eine „Gegengesellschaft“ sein⁶.

Gerhard Lohfink beschreibt unumwunden ein scharfes Gegenüber von Gemeinde und Welt in den biblischen Texten, vor allem in den johanneischen Schriften⁷. Er konstatiert abschließend: „Vielleicht ist es ein Segen, dass uns heute die Illusion, in einer im ganzen christlichen Gesellschaft zu leben, endgültig und gründlich zerschlagen wird. Das könnte den Blick dafür schärfen, dass die Kirche ihren eignen Weg gehen muss.“⁸ Von dieser Einschätzung Gerhard Lohfinks ist der Weg nicht weit zu den viel beschworenen und semantisch hochvalenten Schlagworten von der „Entweltlichung der Kirche“ und dem „heiligen Rest“ der kleiner werdenden Herde.

Icons

Die die pastoraltheologische Diskussion prägende Idee Gerhard Lohfinks geht freilich nicht davon aus, dass Jesus in seiner Sendung den heiligen Rest Israels sammeln wollte: „Er [Jesus] bleibt bei seinem Anspruch auf Gesamt-Israel. Die Vorstellung eines heiligen Restes oder einer Sondergemeinde innerhalb Israels kommen für die Deutung des Jüngerkreises allein deshalb nicht in Frage, weil Jesus nirgendwo die Zugehörigkeit zu seinem Jüngerkreis als Bedingung für den Eintritt ins Gottesreich formuliert.“⁹ Vielmehr soll der Jüngerkreis das endzeitliche Gottesvolk präfigurieren, als so zeichenhaft darstellen, was Israel werden soll¹⁰. Für Lohfink scheint so festzustehen, dass Jesus selbst eine Gemeindeidee vorgegeben hat. Der Jüngerkreis wird zum Paradigma gemeindlicher Konzeption erklärt. Das Miteinander Jesu mit denen, die ihm nachfolgten, wird zur Ikone gemeindlicher Existenz. Es lohnt sich daher, dieses Miteinander näher zu betrachten.

Sammlung ...

Nach dem Zeugnis der synoptischen Evangelien dürfte das öffentliche Wirken Jesu nicht mehr als ein Jahr betragen haben. Weite Teile des Lebens Jesu liegen im Dunkel der Geschichte verborgen. Irgendwann muss er Nazareth verlassen und sich in Kafarnaum niedergelassen haben. Hier am See Genezareth beginnt sein eigentliches öffentliches Wirken – vielleicht initiiert durch die Taufe am Jordan und seine 40tägige Wüstenzeit. Rasch verbreitet sich sein Ruf. In diesem galiläischen Frühling der Anfangseuphorie scheint viele möglich. Und sein Ruf verbreitet sich über Kafarnaum hinaus. So heißt es bei Lukas: „Bei Tagesanbruch verließ er die Stadt und ging an einen einsamen Ort. Aber die Menschen suchten ihn, und als sie ihn fanden, wollten sie ihn daran hindern wegzugehen. Er sagte zu ihnen: Ich muss auch den anderen Städten das Evangelium vom Reich Gottes verkünden; denn dazu bin ich gesandt worden. Und er predigte in den Synagogen Judäas“ (Lk 4,42-44).

Wer seinen Einflussbereich derart – eben auch geografisch – ausdehnt, braucht Mitarbeiter. Es wundert nicht, dass im unmittelbaren Anschluss an die Aufbruchperikope von der Berufung der ersten Jünger berichtet wird (vgl. Lk 5,1-11). Es ist bezeichnend, dass Jesus bodenständige Leute aussucht: Simon Petrus, Jakobus und Johannes sind nach Lukas die ersten, die er anspricht. Es sind just diese drei, die noch häufiger Erwähnung finden werden. Sie sind es, die seine Verklärung auf dem Tabor miterleben (vgl. Mk 9,2-10parr), sie begleiten ihn in seiner letzten Stunde vor seiner Verhaftung im Garten Gethsemane (vgl. Mk 14,32-42parr) und selbst in der frühen aufbrechenden Kirche werden diese drei von Paulus als diejenigen bezeichnet, „die als die ‚Säulen‘ Ansehen genießen“ (Gal 2,9).

... einer Gemeinschaft auf Zeit

Um diese drei herum hat sich in Galiläa offenkundig schnell eine Jüngerschaft ge-

bildet, die Jesus mehr oder weniger dauerhaft begleitet und ihm zugearbeitet hat. Zuerst sind es die Zwölf, die er aussendet – sicher eine symbolische Reminiszenz an die zwölf Stämme Israels (vgl. Mk 6,7-13parr); später sind es sogar 72 Jünger, die er aussendet, seine Botschaft in die Lande zu tragen (vgl. Lk 10,1-16par). Die Nachfrage, die Jesus geweckt hatte, muss hoch gewesen sein.

Es ist freilich kaum anzunehmen, dass selbst die drei Ersterwählten ihr Fischerhandwerk dauerhaft verlassen haben. Sie hatten Familie und mussten diese ernähren. Wie sehr sich hier jede Idealisierung verbietet, zeigen die Auferstehungsberichte. Die alte Markustradition weiß, dass die Jünger nach Galiläa zurückkehrten (vgl. Mk 16,7 sowie Mt 28,16). Im Johannesevangelium wird schließlich von Erscheinungen des Auferstandenen am See Genesaret berichtet (vgl. Joh 21,1-14), wobei eine der lukanischen Berufungserzählung angenäherte Begebenheit berichtet wird. Selbst nach der Auferstehung verstehen sich die zwölf Apostel noch nicht als kirchliche Gemeinschaft. Sie sind nach der Katastrophe des Kreuzes zu ihren Familien zurückgekehrt – und lebten selbst in nachpfingstlicher Zeit offenkundig weiter in ihren familiären Zusammenhängen, wie der Hinweis des Paulus in 1 Kor 9,5 schließen lässt¹¹. Es war halt eine Gemeinschaft auf Zeit, die da mit Jesus auf dem Weg nach Jerusalem war.

Der Weg nach Jerusalem – Missverständnis und Paradigma

Dieser Weg nach Jerusalem sollte sich in viel späterer Rückschau als prägend herausstellen. Anlass für den Aufbruch ist nach dem Lukasevangelium die Warnung einiger Pharisäer, dass Herodes ihn töten lassen wolle (vgl. Lk 13,31). Es besteht kein Zweifel: Wer öffentliche Relevanz gewinnt und soziale Veränderungen anmahnt, wird in Konflikt mit den Herrschenden geraten. Für Jesus steht aber noch mehr auf dem Spiel. Seine Mission kann nur in Jerusalem,

der heiligen Stadt des Tempels, an ihr Ziel gelangen: „Doch heute und morgen und am folgenden Tag muss ich weiterwandern; denn ein Prophet darf nirgendwo anders als in Jerusalem umkommen“ (Lk 13,33).

In Jerusalem also wird sich zeigen, ob sein Ziel der Restitution Israels erreicht wird. Die Hoffnungen, die man in ihn setzte, waren groß. Viele haben ihn anfänglich begleitet. Er aber mahnt: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet, dann kann er nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,26f).

Dieses Wort Jesu wird gemeinhin als Aufforderung zur Radikalnachfolge gelesen. Faktisch aber geht es um etwas anderes. Wenige Sätze später spricht er bildhaft vom Krieg: „Oder wenn ein König gegen einen anderen in den Krieg zieht, setzt er sich dann nicht zuerst hin und überlegt, ob er sich mit seinen zehntausend Mann dem entgegenstellen kann, der mit zwanzigtausend gegen ihn anrückt? Kann er es nicht, dann schickt er eine Gesandtschaft, solange der andere noch weit weg ist, und bittet um Frieden“ (Lk 14,31f). Genau so dürfte ihm seine Mission erschienen sein: Er weiß, dass er in einen Konflikt gehen wird, eine harte und auch gefährliche Auseinandersetzung, die keine Kompromisse duldet und deren Ausgang ungewiss ist. Er braucht hier und jetzt Leute um sich, die mit ganzem Herzen bei der Sache sind, die sich durch nichts ablenken lassen. Von hierher ist der Verzicht auf familiäre Bindungen zu verstehen. Es ist ein Verzicht auf Zeit, bis die Entscheidung in Jerusalem gefallen ist.

Wie sehr sich gerade der engste Jüngerkreis auf eine konfliktive Auseinandersetzung vorbereitet hat, zeigt nicht nur, dass selbst der Fischer Simon Petrus bewaffnet war (siehe Mk 14,47parr); man verteilt auch schon einmal die Ämter und Posten für eine eventuelle Machtübernahme (vgl. Mk 9,33-37parr). Das alles wird sich freilich als grandioses Missverständnis herausstellen, das die Gefolgschaft Jesu zuerst in

eine kopflose Flucht nach seiner Verhaftung treiben wird. Erst in der Rückschau nach der Auferstehung und einer erneuten Sammlung wird der Weg nach Jerusalem als Initiation erscheinen, die aus denen, die ihm in der Zeit nachfolgten, Verkünder der frohen Botschaft vom angebrochene Reich Gottes unter den Menschen macht.

Immer wieder neu aufwachen

Hat Jesus also überhaupt Gemeinde gewollt? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Er hat sich eine Gemeinschaft auf Zeit berufen. Erst aus der Auferstehungserfahrung heraus hat diese Gemeinschaft neu zueinander gefunden. Es ging aber nie um die Gemeinschaft an sich. Die Gemeinschaft war bestenfalls Methode zur Verkündigung des Evangeliums vom angebrochenen Reich Gottes.

Freilich gehört es zur *conditio humana*, dass sich Gemeinschaften institutionalisieren und vergesellschaften. Dieser Prozess ist bereits in den frühen neutestamentlichen Schriften erkennbar. Dabei liegt „die Keimzelle der gesamten nachösterlichen Entwicklung (...) im Wirken Jesu für die Herrschaft Gottes“¹². So unterschiedlich die Konzeptionen und Bilder von Kirche sein mögen, sie alle setzen bei der Verkündigungspraxis Jesu selbst an. Mit der Zeit ist dabei ein „Prozess der allmählichen Konsolidierung und strukturellen Verfestigung in den Gemeinden“¹³ zu verzeichnen, der sich aufgrund des neutestamentlichen Textbefundes vor allem im paulinischen Missionsraum beobachten lässt. Es entstehen Strukturen, Ämter und Institutionen. Erst spät entsteht also das Urbild dessen, was man heute als Gemeinde bezeichnen kann. Es ist vor allem dem menschlichen Bedürfnis nach Stabilität und Sicherheit geschuldet, das immer auch Gefahren mit sich bringt. Die feste Form und die bloße Zugehörigkeit zu einer Gemeinde scheint nämlich mit quasi-logischer Konsequenz immer auch zur Ermüdung und Erschlaffung des Verkündigungswillens zu führen.

So wendet sich der Autor der Johannesoffenbarung am Beginn seines Textes in sieben Sendschreiben an die adressierten Gemeinden, wobei er sie meist motivieren muss, zur alten Glaubensstärke zurückzufinden und sich faulen Kompromissen zu verweigern. Lediglich die Gemeinde von Philadelphia kann seinen Ansprüchen genügen: „Ich kenne deine Werke, und ich habe vor dir eine Tür geöffnet, die niemand mehr schließen kann. Du hast nur geringe Kraft, und dennoch hast du an meinem Wort festgehalten und meinen Namen nicht verleugnet“ (Offb 3,8).

Mehr Theologie wagen!

Soviel Glaubensmut hätte sich auch der Prediger von der Gemeinde gewünscht, an die sich das Schreiben an die Hebräer wendet. Er erinnert die einst glaubensstarke Gemeinde geradezu anklagend an ihre Ursprünge: „Darüber hätten wir noch viel zu sagen; es ist aber schwer verständlich zu machen, da ihr schwerhörig geworden seid. Denn obwohl ihr der Zeit nach schon Lehrer sein müsstet, braucht ihr von neuem einen, der euch die Anfangsgründe der Lehre von der Offenbarung Gottes beibringt; Milch habt ihr nötig, nicht feste Speise. Denn jeder, der noch mit Milch genährt wird, ist unfähig, richtiges Reden zu verstehen; er ist ja ein unmündiges Kind; feste Speise aber ist für Erwachsene, deren Sinne durch Gewöhnung geübt sind, Gut und Böse zu unterscheiden“ (Hebr 5,11-14).

Die Mitglieder der Gemeinde müssten längst selbst schon Lehrer sein, Verkündigerinnen und Verkünder, die authentisch in Wort und Tat das Evangelium vom angebrochenen Reich Gottes bezeugen. Doch sie begnügen sich mit zu wenig. Sie benehmen sich wie Kinder, die mit banalen Spielchen glauben, das Wesentliche erfasst zu haben – sie genügen sich selbst. Das Rezept des Predigers ist eindeutig: „Darum wollen wir beiseite lassen, was man zuerst von Christus verkünden muss, und uns dem Vollkommeneren zuwenden. (...) Wir wünschen

aber, dass jeder von euch im Blick auf den Reichtum unserer Hoffnung bis zum Ende den gleichen Eifer zeigt, damit ihr nicht müde werdet, sondern Nachahmer derer seid, die aufgrund ihres Glaubens und ihrer Ausdauer Erben der Verheißungen sind“ (Hebr 6,1.11f).

Gemeinde in actu!

Das alte Rezept gilt auch heute noch: Gemeinde hat in sich keinen Wert – Gemeinde ist eine (mögliche) Methode, ein Ort der Zurüstung für die Verkündigung. In der Verkündigung ereignet sich Gemeinde. Verkündigung geht aber immer nach außen in die Welt. Jede Sammlung führt letztlich zur Sendung. Dem Beispiel Jesu folgend kann das sogar eine Sendung auf Zeit sein. Nicht ohne Grund heißt es deshalb bei Matthäus: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). In diesem Sinne ist Gemeinde gerade nicht statisch aufzufassen, sondern als dynamisches Ereignis, das sich in konkreten Begegnungen immer neu aktualisiert.

Das primäre Ziel ist also nicht, Gemeinden um ihrer selbst zu gründen oder zu restituieren, sondern das Evangelium vom angebrochenen Reich Gottes unter den Menschen, die frohe Botschaft des vom Kreuzestod Auferstandenen in die Welt zu tragen. Was nützen schon die schönsten Gemeindeideen, die in den pastoralen Instituten eronnen werden, wenn dort doch nur Milch gemolken wird, statt das Schwarzbrot ehrlicher weltzugewandter Theologie zu backen. Was wäre denn, wenn die vielzitierte Behauptung wirklich stimmt, dass die Menschen Gott suchen würden. Sind da heute noch Jüngerinnen und Jünger Jesu, die freimütig wie weiland Philippus dem Natanaël antworten: „Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus aus Nazaret, den Sohn Josefs.“ (Joh 1,45)? Oder heben sie ohnmächtig die Hände und behaupten, sie müssten erst einmal selbst

suchen? Selig aber ist, wer Antworten auf die Fragen der Menschen hat. Es ist wieder Zeit, echte Theologie zu wagen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. hierzu Herbert Haslinger, *Gemeinde – Kirche am Ort. Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils*. Paderborn 2015, S. 18ff.
- ² Vgl. hierzu ebd., S. 20ff.
- ³ Franz-Xaver Kaufmann, *Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums*. Freiburg i. Br. 1979, S. 100.
- ⁴ Herbert Haslinger, a.a.O., S. 25.
- ⁵ So auch ebd., S. 11.
- ⁶ Vgl. Gerhard Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?* Freiburg i.Br. 1982, S. 142.
- ⁷ Vgl. ebd., S. 150.
- ⁸ Ebd., S. 154.
- ⁹ Ebd., S. 46.
- ¹⁰ Vgl. ebd.
- ¹¹ „Haben wir nicht das Recht, eine gläubige Frau mitzunehmen, wie die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und wie Kephas“ (1 Kor 9,5)?
- ¹² Thomas Söding, *Blick zurück nach vorn. Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament*. Freiburg i.Br. 1997, S. 21.
- ¹³ Ebd., S. 22.

Georg Lauscher

Die Rückkehr der Diakone

Vor kaum mehr als 70 Jahren dachte der Jesuitenpater Alfred Delp in einer christenfeindlichen Gesellschaft über „das Schicksal der Kirchen“ nach. In seiner Berliner Todeszelle schrieb er mit gefesselten Händen:

„Rückkehr in die ‚Diakonie‘ ... Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen ... Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben. ‚Geht hinaus‘ hat der Meister gesagt, und nicht: ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt!‘. Damit meine ich die Sorge auch um ... die menschenwürdige Ordnung. Es hat keinen Sinn, mit einer Pfarrer- und Beamtenbesoldung zufrieden die Menschheit ihrem Schicksal zu überlassen. Damit meine ich die geistige Begegnung als echten Dialog, nicht als monologische Ansprache und monologische Quengelei. Dies alles wird aber nur verstanden und gewollt werden, wenn aus der Kirche wieder erfüllte Menschen kommen.“¹

Ohne vom prophetischen Ringen Alfred Delps um Diakonie als „Nachgehen in die äußersten Verlorenheiten des Menschen“ zu wissen, wurden in Frankreich 25 von 200 Priestern ausgewählt, die bereit waren, anonym unter ihren Landsleuten in den deutschen Arbeitslagern wie Sklaven zu arbeiten und dabei priesterlich zu wirken. Diese Gruppe freiwilliger Priester in den Arbeitslagern wurde zu einer der Wurzeln der späteren Arbeiterpriesterbewegung.²

Ebenfalls ohne vom prophetischen Ringen Alfred Delp's um Diakonie als „Nachgehen in die äußersten Verlorenheiten des Menschen“ zu wissen, fanden sich im Priesterblock des Dachauer KZ inhaftierte Priester „förmlich gezwungen zu gemeinsamer Stellungnahme zu den Nöten, ungelösten Fragen der Zeit, auch zu den Täuschungen und zum Teil unzureichenden Formen und Methoden unseres überkommenen religiösen Lebens und pastoralen Wirkens“.³ „Vertreten waren 144 Diözesen, 25 Nationen, über 40 Ordensgemeinschaften, unter denen die Jesuiten die Höchstzahl, nämlich 95 Häftlinge, stellten, alle Stufen der Hierarchie, vom Theologiestudenten bis zum Erzbischof, und jedes Alter, bis zum 82jährigen litauischen Pfarrer.“⁴ „Die Kapelle war ein primitiver Barackenraum aus Wohn- und Schlafstube der Baracke 26, der Gottesdienst äußerst einfach.“⁵ „Der erste Besuch in der Notkapelle des Lagers, die erste Opferfeier in der Gemeinschaft der vielen hundert Priester in einem primitiven Raum, vor dem einfachen, aus Kisten, Betttüchern, Konservenbüchsen gefertigten Altar gehalten, ... ein Katakomben-Gottesdienst ...“⁶

Ähnlich wie bei Delp stieß ihr gemeinsames Nachdenken gerade vom Kreuzpunkt, vom Nullpunkt menschlicher und kirchlicher Existenz her auf Einsichten, die uns Nachgeborenen viel zu sagen haben. Besorgt um die fatalen Folgen einer klerikal-beamtentalitären Geistlichkeit mahnten sie: „Mehr Innerlichkeit!“ und zugleich „Mehr aktives Suchen (nach den Menschen)!“ Angesichts der schon damals rückläufigen Priesterzahlen waren sie überzeugt: „In solchen Zeiten ist der Kirche nicht geholfen durch eine größere Menge und durch mehr Worte und Taten, sondern nur durch geistliche Kraft.“⁷ „Es ist aber ernstlich zu überlegen, ob es richtig ist, die Seelsorge den relativ und wahrscheinlich bald zu wenigen Priestern und ihren gutwilligen Laienhelfern zu überlassen. Ob es nicht an der Zeit wäre, die, wie es scheint, vom Heiligen Geist eingegebenen Anstöße aufzugreifen, dass wir den Priestern Lai-

enkatecheten und Laiendiakone zur Seite stellen? Es wäre ein leichtes, die Vorteile darzulegen, die ein solches Diakonat verheirateter, berufstätiger Helfer der Kirche bringen würde.“⁸ Das uns heute irritierende Wort vom „Laiendiakon“ meint nicht die Absage an eine Weihe zum Diakon, sondern dient der Unterscheidung vom Diakonat als Durchgangsstufe zur Priesterweihe.

Einer der überlebenden Priester aus Dachau, Otto Pies, schreibt 1960: „Da die Priesternot und die Überforderung der Priester in der Seelsorge von heute wieder nach Hilfsseelsorgern, nicht nur nach Seelsorgehelfern, rufen, ist auch die Frage nach der Wiederbelebung des Diakonenamtes aufgelebt. ... die Frage, ob die Kirche die Zeit für gekommen hält, das früher für die Seelsorge, für die Liturgie und für die Caritas so bedeutsame Diakonat in neuer Fülle und Lebendigkeit wiederzuschicken.“⁹

Otto Pies zufolge tendierte 1960 eine Mehrheit aus Gründen des sinkenden Nachwuchses und der Überforderung der Priester zur Wiederbelebung des Diakonates. Dies erinnert an die „Wahl der Sieben“ in Apg 6,1-7 zur Entlastung der Apostel und später der frühen Bischöfe durch die Unterstützung der Diakone in der Verkündigung¹⁰, in der Seelsorge, besonders an Notleidenden und Kranken, sowie in der Verwaltung, insbesondere der Armenkasse. „Beachtenswert“ findet Pies, dass nicht wenige von daher „aus guten Gründen mehr die caritative Seite des Diakonenamtes herausgearbeitet“ haben. „Die Caritas internationalis ist denn auch zum Schildträger der Diakonatsidee geworden.“¹¹ Karl Rahner vor allem war es dann, der von der Hl. Schrift und der Tradition her einen die verschiedenen Richtungen integrierenden Neuansatz des Diakonates entwickelt hat.¹² Auf jeden Fall sollte der Diakon seinen festen Ort in der Liturgie finden, aber von der Liturgie her und auf diese hin je nach Charisma unterschiedliche Schwerpunkte in weit gefassten diakonalen Handlungsfeldern finden.

Schließlich wurde nach jahrelangen theologischen Vorarbeiten von Einzelnen und von Diakonatskreisen in vielen Ländern am 12.09.1962, kurz vor der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils, eine entsprechende Petition an Papst Johannes XXIII. übergeben.

Nach Lumen Gentium 29 dient der Diakon „dem Volk Gottes in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebestätigkeit in Gemeinschaft mit dem Bischof und seinem Presbyterium“. Zu seinen Amtsaufgaben gehören: die Leitung der Liebestätigkeit der Kirche, d.h. der sozialen Diakonie nach innen und außen, Verwaltung (in der frühen Kirche der Lebensmittel-, Kleider-, Geldspenden an die Armen), Spendung der Taufe, Austeilung der Eucharistie (besonders an die Kranken), Dienst am Wort, Leitung von Wortgottesdiensten (LG 29) und unter Umständen auch die „Leitung abgelegener christlicher Gemeinden im Namen des Pfarrers und des Bischofs“ (AG 16).

„Die spezifische Aufgabe des Diakons ... ist: Angepasst an die leiblichen und seelischen Nöte der Menschen unserer Zeit die *Diaconia Christi* in einem einfachen und schlichten Dienst am Mitmenschen zu erfüllen ... Dieses Spezifikum seines Dienstes ... müsste in den für den Diakon vorgesehenen Aufgaben der Liturgie, des Wortes, der sozial-karitativen Arbeit und der Verwaltung als Kriterium seines Dienstes durchscheinen.“¹³

Wie der Priester Christus als den einzigen Priester des Neuen Bundes darstellt, so stellt der Diakon Christus als den einzigen Diakon des Neuen Bundes dar. Zugleich geht es um mehr als um bloße Darstellung und Repräsentanz. Wie der Priester der Förderung des priesterlichen Gottesvolkes dient, so der Diakon der Förderung des der Menschheit dienenden Gottesvolkes.

Wie dem Priester die anspruchsvolle Aufgabe zukommt, den Gemeinden die in den Sakramenten geschenkte göttliche Würde

erkennen und leben zu helfen, so steht der Diakon vor der nicht weniger anspruchsvollen Aufgabe, Katalysator für die Entwicklung einer sich selbst genügenden Gemeinde zu einer den Anderen, den Fernstehenden dienenden Gemeinde zu sein. Der Diakon steht im Grunde vor der enormen Herausforderung, die Gemeinden zur Übereinstimmung mit der gesamtkirchlichen Option für die Armen zu führen.

Denn nach Lumen Gentium 1 sind die Kirche und ihre Ämter *mysterium, sacramentum* und *instrumentum*, d.h. Geheimnis, Zeichen und Werkzeug! Nur so sind Ämter wirklich Ämter, *ministeria*, Dienste, die nicht sich selbst meinen, sondern radikal über sich selbst hinausweisen – auf das Geheimnis der unbegreiflichen Gegenwart Gottes und auf die göttliche Würde der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten!

Am 28.04.1968 wurden im Kölner Dom weltweit die ersten Ständigen Diakone nach der Wiedereinführung dieses frühkirchlichen Amtes geweiht. 2018 feiert die Kirche den 50. Jahrestag dieses Ereignisses. 50 Jahre sind für ein Amt, dessen Grundzüge im Konzil nur grob skizziert wurden, um es insbesondere vor Ort und in der Praxis mit neuem Leben füllen zu können, keine sehr lange Zeit. Umso mehr dürfen wir staunen und Gott danken für die vielen Diakone, die sich in ein noch recht offenes theologisches und pastorales Gelände hineingewagt und bereits vielerorts den Diakon im Bewusstsein der Gemeinden verankert haben. Zugleich stoßen bislang die unterschiedlichen Verständnisse dieses grundlegenden kirchlichen Amtes aufeinander. Sein unscharfes Profil lässt mancherorts Unzufriedenheit und Unverständnis diesem Amt gegenüber wachsen. Manches scheint darauf hinzudeuten, dass die Zeit für einen weiteren Entwicklungsschritt reif wird. Dem soll mit den folgenden Anregungen gedient werden.

Der Diakon im pastoralen Hauptberuf

Für den hauptberuflichen Diakon in der Gemeindepastoral scheinen mir die theologischen Überlegungen von Bernd Jochen Hilberath am zukunftsfähigsten und fruchtbarsten zu sein.¹⁴ Die Zuordnung von Presbyterat und Diakonat, die mancherorts noch ausschließlich im Sinne einer Über- und Unterordnung verstanden wird, ist hier als spannungsvolle Einheit von *Communio* und *Missio* verstanden, von Diakonie *ad intra* und *ad extra*. Diakonat und Presbyterat sind konstitutiv miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Ein Bild aus der Tradition sieht sie als „die beiden Arme des Bischofs“.

Der Priester steht in dieser bipolaren Zuordnung schwerpunktmäßig für das Nicht-aus-sich-selbst der christlichen Gemeinde, das Über-sich-selbst-hinaus *ad intra*, dem Heilswirken des dreieinen Gottes. Die *Communio* des dreieinen göttlichen Lebens soll in der gemeindlichen *Communio* aufscheinen können. So hat der Priester insbesondere die unterschiedlichsten Gruppen und Charaktere innerhalb der Gemeinden zusammenzuführen, zu integrieren.

Der Diakon lebt dagegen schwerpunktmäßig die Diakonie *ad extra*. Sein Amt drückt das Nicht-für-sich-selbst der Gemeinde aus, das Über-sich-selbst-hinaus nach außen. Das soll er wachhalten und fördern. Die Dynamik seines Dienstes führt ihn vom Dienst am Altar her an die sozialen und existenziellen Ränder von Kirche und Gesellschaft. Umgekehrt bindet er die Anliegen und Nöte der Menschen von den Rändern zurück in die um den Altar versammelte, betende Gemeinde.

Was Papst Franziskus beim Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 28.07.2013 vor Bischöfen anmahnte, gilt auch vom Priester und in ganz besonderer Weise vom Diakon: „Ich sage gerne, dass die Position des Jüngers und Missionars nicht eine Zentrums-Positi-

on ist, sondern eine der Peripherien: Er lebt in der Spannung auf die Randzonen hin... In der Verkündigung des Evangeliums von „existentiellen Peripherien“ zu sprechen dezentralisiert, rückt aus dem Zentrum heraus, und gewöhnlich haben wir Angst, das Zentrum zu verlassen. Der missionarische Jünger ist ein „Dezentralisierter“: das Zentrum ist Jesus Christus, der einberuft und aussendet. Der Jünger ist an die Randgebiete der Existenz gesandt.“ Zum Wort-sinn von *diakonos* gehört der Bote, der Beauftragte und Gesandte. Der Diakon ist von daher immer in besonderer Weise der missionarisch Wirkende.¹⁵ Er geht wie der „Diakon Christus“ vorrangig zu den materiell, körperlich, seelisch und/oder spirituell Armen.

Die Kirche ist als Sakrament göttlichen Heilswillens in ihrem Wesenskern diakonisch. „Der Liebesdienst“, schrieb Benedikt XVI. in „*Deus caritas est*“, „ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Wesensausdruck ihrer selbst.“¹⁶ Kardinal Woelki bringt es so auf den Punkt: „Kirche ohne Diakonie ist nicht Kirche.“¹⁷ Ohne Diakonat sind weder kirchliches Amt noch die Gemeinde die Vergegenwärtigung des dienenden Christus.

So verstanden kann der Diakonat nicht bloß eine dritte und unterste Stufe in der Hierarchie des Weihesakramentes sein. Er ist ein so grundlegender und eigenständiger Dienst im Ganzen des kirchlichen Lebens, dass in jeder pastoralen Einheit wenigstens ein Priester und ein Diakon („als die beiden Arme des Bischofs“) ihren Dienst in wechselseitiger Bezogenheit tun müssten. In seinem sozialdiakonischen Aufgabenbereich sollte dem Diakon seiner Kompetenz entsprechend Leitungsverantwortung zugesprochen werden können. Für eine entsprechende Schulung wäre bereits in der Ausbildung des Diakons Sorge zu tragen.

Der persönliche und politische Einsatz aus Liebe zu Gott und den Menschen über die Grenzen innerkirchlichen Lebens hinaus ist gleichsam eine „Sakramentenspendung vor den Kirchentüren“ (H. U. von Balthasar). So werden der Diakon und die diakonische Gemeinde „gemäß dem Gerichtsgleichnis in Mt 25“ zum „Echtheitsnachweis der Christusbachfolge. Unsere Kirche sollte gerade jetzt, wo man vielfach meint, es gehe ihr nur um den Selbsterhalt, sich noch intensiver und fantasievoller um diese ‚Sakramentenspendung vor den Kirchentüren‘ mühen.“¹⁸

Als alltäglicher Dienst wird eine solche Spannungsexistenz in der dafür nötigen Entschiedenheit und Hingabe nur vom Diakon im Hauptberuf zu leben sein.

Der Diakon in der Arbeitswelt

Anders der Diakon *mit* Zivilberuf und *im* Zivilberuf.¹⁹ Er wird nur nach Feierabend und am Wochenende im engeren Feld der Gemeindepastoral zur Verfügung stehen können. Das bringt andere Schwierigkeiten und Konflikte mit sich. Da er zeitlich nur sehr begrenzt in der Gemeinde aktiv werden und oft nicht an den Beratungen des Pastoralteams teilnehmen kann, wird er manchmal vergessen oder wenig geachtet. Die pastoral Hauptamtlichen sind häufig überlastet; der Diakon mit und im Zivilberuf steht aber nur wenig in der Gemeindepastoral zur Verfügung. Da fehlt es nicht selten an Zeit und Kraft für tiefer gehenden Austausch. Dabei herrscht hier nach meiner Einschätzung kein geringer Bedarf an theologischer Information und kollegialer Kommunikation, um zu einem echten Verständnis des anders gelagerten Einsatzes des Diakons im Zivilberuf zu finden.

Wie Jesus von Nazareth, wie Paulus, wie die Ordensleute in der Arbeitswelt, wie die Arbeiterpriester ist er inkarniert, eingewurzelt in die säkulare Welt der arbeitenden Bevölkerung. Hier hat seine Chris-

tusbachfolge, hier hat er als Diakon seinen alltäglichen Schwerpunkt. In den unterschiedlichsten Arbeitsmilieus sind Diakone präsent und im weiten Sinne pastoral tätig: in Erziehung und Bildungsarbeit, Handwerk und Management, Sozialarbeit und Personalführung. Wie Christus vor 2000 Jahren so teilen sie heute das Los der Massen. Hier geben sie unspektakulär, doch lebensnah Zeugnis von der Menschennähe Gottes. Hier „gesellen sie sich zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen“. Hierhin gehen sie ihm nach bis „in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben“ (A. Delp). Wenn die Kirche und die pastoral Hauptberuflichen diesen verborgenen, alltäglichen Dienst des Diakons mit und im Zivilberuf schätzen lernen, kann ein oft übersehener Aspekt des Lebens und Wirkens Jesu aufscheinen: „Sein Leben war das eines Menschen“ (Phil 2,7), und er bezeugte dies nicht zuletzt dadurch, dass er die meiste Zeit seines Lebens „von seiner Hände Arbeit“ lebte. Die Nachfolge Jesu in seinem Arbeiten wird in einer entkirchlichten Gesellschaft zur diakonischen und missionarischen Existenz. „Die einzige Art, um dieser Masse unserer Kirche Entfremdeten ernsthaft nahezukommen, sie zu lieben, ist, einer von ihnen zu werden (wie Christus es uns vorgemacht hat).“²⁰

Wenn der Diakon mit und im Zivilberuf darüber hinaus sich nach Feierabend für die Gemeindepastoral zur Verfügung stellt, dann tut er dies nach einem oft harten Arbeitsalltag, den er in der Nachfolge Jesu und in Solidarität mit seinen Kolleginnen und Kollegen auf sich nimmt. Dieser Einsatz gewinnt von seinem Arbeitsalltag her und in Solidarität mit den ehrenamtlich Engagierten seine eigene, wenn auch verborgene Qualität und Zeugniskraft.

Entscheidend wichtig ist hier die selbstkritische Unterscheidung zwischen Beruf und Berufung. Karl Rahner's Hinweis auf

den Apostel Paulus mag hier Orientierung anbieten: „Paulus z. B. war in einem bürgerlichen und wirtschaftlichen Sinn Zeltmacher, d. h., er war gezwungen, einen großen Teil seiner Zeit diesem Handwerk zu widmen und sich dadurch eine wirtschaftliche Existenzgrundlage zu schaffen. Seiner inneren Haltung nach war er aber Apostel und sonst nichts, d. h. seine apostolische Berufung und Aufgabe ... formte sein Leben, sie war die Richtschnur seines Handelns, ihr war alles untergeordnet, und ihr diente auch der wirtschaftliche Brotberuf, soviel Zeit er auch kosten mochte ...“²¹

Der Diakon in Ehe und Familie

Papst Franziskus sagte einmal: „Jesus ist 30 Jahre lang in einem Randgebiet geblieben. Und man könnte sagen: ... Er hat 30 Jahre vergeudet! Er wollte das. Der Weg Jesu fand in jener Familie statt. Und das war keine Vergeudung!“²²

Ignatius von Loyola sprach gerne von der „familiaritas cum deo“, d.h. der „familiären Vertrautheit“ mit Gott. Das familiäre, alltägliche Leben, Sorgen und Feiern mit dem immer gegenwärtigen Gott wird besonders leibhaftig erfahrbar im Leben von Ehe und Familie. Das ganze Familienleben geschieht in der geheimnisvollen Gegenwart Gottes. Dies in schönen und schweren Zeiten zu realisieren, darum geht es in der Spiritualität des Familienlebens. Deshalb braucht eine christliche Familie eine ihr angemessene Glaubenskultur, die praktisch erprobt und eingeübt wird. Wo die Eheleute miteinander und mit den Kindern gemeinsam beten, Gewissenerforschung halten und danken, wird das eigene Zuhause zur Kirche, zur Hauskirche. In Lumen Gentium 11 heißt es: „In solch einer Art Hauskirche sollen die Eltern durch Wort und Beispiel für ihre Kinder die ersten Glaubensboten sein und die einem jeden eigene Berufung fördern.“ Wo der Sonntag als „Tag des Herrn“, als Ruhetag für die Familie und das Kirchenjahr mit seinen Festen und Gottesdiensten gefeiert

wird, da wachsen Ehepartner und Kinder miteinander im Glauben. Hier wird der gemeinsame Lebensweg zum gemeinsamen Glaubensweg – im Spagat zwischen Geburt und Tod, Kreuz und Auferstehung im Ehe- und Familienleben.

Da die westliche Kirche in ihrer hierarchischen Struktur zölibatär bestimmt ist, ist die Spiritualität des Ehe- und Familienlebens – im Widerspruch zur kirchlichen Hochschätzung von Ehe und Familie! – bislang sehr vernachlässigt worden. Dies gilt besonders in Bezug auf die Verkündigung sowie für spirituelle Hilfen und Angebote. Der Diakon ist *das* Amt der Kirche, das im familiären Kontext gelebt wird. Kommt dem verheirateten Diakon hier nicht eine ganz spezifische Aufgabe zu, die es noch zu entwickeln gilt?

Resümee

Das Amt des Diakons als das grundlegende Amt, das kirchliche Basis-Amt, hat nicht von ungefähr seinen Ursprung in den Grenzerfahrungen christlichen Glaubens und christlicher Praxis, in der Urkirche wie in der Moderne (französische Priester in deutschen Arbeitslagern, Priesterblock im KZ Dachau).

Hauptberuflich ausgeübt ist es das Amt einer besonderen Spannungsexistenz zwischen dem Innersten und Äußersten kirchlichen Dienstes, zwischen dem Altar inmitten der Kirche und den Armen draußen vor der Tür.

Im Zivilberuf ist es das Amt einer besonderen Nachfolge in Solidarität mit den Menschen in einer säkularen, kirchenfernen Arbeitswelt.

Im Diakon nimmt die Kirche das alltägliche Leben in Ehe und Familie als grundlegend in ihr Weihesakrament auf und heiligt es nicht nur ideell, verbal oder verborgen, sondern ausdrücklich, leibhaftig und öffentlich.

Bei kirchlichen Amtsträgern, insbesondere aber beim Diakon wird häufig eine fehlende klare Grenzziehung zwischen Amt und Volk Gottes, Klerikern und Laien beklagt. Doch theologisch bedacht und befragt: Beweist diese Unschärfe nicht auch die innere Einheit von Amt und Gottesvolk in der gemeinsamen Ausrichtung auf die eine und selbe Aufgabe der Kirche für das Reich Gottes?²³

Die geistliche Spannungsexistenz des hauptberuflichen Diakons zwischen dem Altar und den Armen bzw. seine betende, solidarische Existenz in der Arbeitswelt wie das geistliche Leben des Diakons in Ehe und Familie, charakterisieren ihn, verbinden ihn mit und unterscheiden ihn von den mit ihm wirkenden ehrenamtlich und hauptamtlich Engagierten in den Gemeinden.

So verstanden wäre der Diakonat innerhalb des dreigliedrigen Amtes der Kirche in besonders deutlicher Weise jenes Amt, in dem das Wort Jesu von der „Hefe im Sauerteig“ und vom „Salz der Erde“ „Fleisch“ wird. Er wäre so insbesondere das „inkarnatorische Amt“. In ihm würde die inkarnatorische Grundbewegung der Kirche amtlich erkennbar und existenziell.

Anmerkungen:

- ¹ Alfred Delp, Gesammelte Schriften Bd. 4, Frankfurt 1984, 320f.
- ² A. Koolen, V. Straßner, Leben im Schatten von Kirche und Gesellschaft, in: ThG 47 (2004), 102. Vgl. auch: V. Straßner, Die Arbeiterpriester, Frankfurt 2005,8 (Manuskript: http://www.sankt-georgen.de/nbi/fileadmin/redaktore/Dokumente/FAGsFs/FAGsF_43_Arbeiterpriester.PDF).
- ³ Otto Pies, Block 26. Erfahrungen aus dem Priesterleben in Dachau, in: StdZ 141 (1947), 14.
- ⁴ Ebd. 12.
- ⁵ Ebd. 13.
- ⁶ Ebd. 15.
- ⁷ Ebd. 27.
- ⁸ Ebd. 27.
- ⁹ Otto Pies, Diakonat – Stufe oder Amt, in: Theologie und Glaube 50 (1960), 175.
- ¹⁰ Wie die Predigten der Diakone Stephanus (7,1-53) und Philippus (8,35) deutlich belegen, war der

- Dienst der ersten Diakone nicht auf die Caritas, auf den „Dienst an den Tischen“ beschränkt. Sie waren von der Armenfürsorge her herausragende Verkündiger des „neuen Weges“ (9,2)!
- ¹¹ Ebd. 184. Vgl. dazu auch: Günter Riße, Caritas und Diakon/Diakonat, in: Martin Patzek (Hg.), Caritas plus ... Qualität hat einen Namen. Kevelaer 2004, 80-96.
 - ¹² Karl Rahner / Herbert Vorgrimler (Hrsg.), Diakonia in Christo (QD 15/16). Freiburg 1962. Hier insbesondere: Karl Rahner, Die Theologie der Erneuerung des Diakonates, 285-324.
 - ¹³ K. Rahner, H. Vorgrimler, J. Kramer, Zur Erneuerung des Diakonats in Deutschland, in: StdZ 180 (1967), 151.
 - ¹⁴ Vgl.: Stefan Sander, Das Amt des Diakon. Freiburg 2008,130-134; ders., Ein Amt – vier Ausführungen?, in: K. Armbruster, M. Mühl (Hg.), Bereit wozu? Geweiht für was? (QD 232). Freiburg 2009, 263-266.
 - ¹⁵ Andrew G. Repeccion, Diakonia – die wichtigste Mission der Kirche, in: K. Krämer, K. Vellguth (Hg.), Theologie und Diakonie. Glauben in der Tat (ThEW 3). Freiburg 2013, 99-111.
 - ¹⁶ Benedikt XVI., Gott ist die Liebe, Die Enzyklika „Deus caritas est“. Freiburg 2006, 53.
 - ¹⁷ Rainer Maria Kardinal Woelki, Das Programm Jesu: Das sehende Herz, in: K. Krämer, K. Vellguth (Hg.), 166.
 - ¹⁸ Joachim Wanke, „Bericht zur Lage des Glaubens“ Aus der Perspektive des 1. Petrusbriefes, in: Stimmen der Zeit 11/2014, 755.
 - ¹⁹ Meist wird vom Diakon *mit* Zivilberuf gesprochen. Dies kann allerdings in der Weise missverstanden werden, als sei der Zivilberuf ein äußerlicher Zusatz zum Diakonat, ein Zusatz ohne geistlich-theologische Qualität. Seltener ist vom Diakon *im* Zivilberuf die Rede, was wiederum zur umgekehrten Verengung des Diakons auf seine zivilberufliche Existenz führen kann. Um beide Verengungen auszuschließen wähle ich die etwas umständliche Bezeichnung: Diakon *mit* und *im* Zivilberuf. Den Anstoß zu diesen Überlegungen verdanke ich Diakon Achim Jaskulski, Bischöflicher Beauftragter für den Ständigen Diakonat im Bistum Aachen.
 - ²⁰ Ägid van Broeckhoven, Freundschaft in Gott. Einsiedeln ²1974, 131.
 - ²¹ Karl Rahner, Die Theologie der Erneuerung des Diakonates, 316-317.
 - ²² Generalaudienz vom 17.12.2014.
 - ²³ Karl Rahner, Die Theologie der Erneuerung des Diakonates, 313.

Warum ich Diakon bin!

Oder: Wie man(n) den Teufel in der Warteschleife hält!

Mir wird angst und bange, wenn ich Männer sehe, die ab ihrem 45sten Lebensjahr durchdrehen.

Sie kaufen sich teure und schnelle Autos, stehen an Wochenenden in der Nacht auf, um ihre Statussymbole auszufahren. Wochentags ist das auf hiesigen Autobahnen nicht möglich. Manchmal fahren sie sich in den Tod.

- und/oder - Sie beginnen mit Eisenschlägern kleine weiße Bälle auf großen grünen und wohl gepflegten Arealen in Löcher zu versenken. Man nennt das Spiel „Golf“. Ständig versuchen sie sich darin zu professionalisieren. Das kostet viel Geld, nutzt aber wenig.
- und/oder - Sie flirteten mit 20 Jahre jüngeren Frauen. Wenn die jüngeren Frauen darauf anspringen, verlassen die Mittvierziger ihre Frauen und Kinder und haben dann mehr Probleme am Hals als vorher (mindestens zwei: eine Frau, mit der man(n) schon immer zusammenlebte und die vor diesem Hintergrund nachvollziehbar böse ist und eine, die überfordert und mit der man(n) nach ca. 2 Wochen keinen „Gesprächsstoff“ mehr hat).

Zugegeben, die Versuchung ist groß, einer der o. a. Versuchungen zu erliegen und ich bin kein Heiliger. Aber Gott sei Dank, bei mir war es anders.

Zu der Zeit als ich mich entschloss, noch etwas „Zusätzliches“ zu machen, war ich ungefähr ein Vierteljahrhundert mit derselben Frau verheiratet. Unsere drei Kinder

waren in einem jugendlich schwierigen Alter. Ich ging einer geregelten Arbeit nach, die uns sehr gut leben ließ. Das Leben war schön und behaftet mit den üblichen kleinen und großen Problemen und Freuden.

Wenn man(n) katholisch sozialisiert, in einem bürgerlichen Beamtenelternhaus „erwachsen“ wurde, das Abitur an einer Klosterschule gemacht hat und die Einflüsse der 1968er-Generation nicht spurlos vorübergegangen sind, stellt sich dann irgendwann die entscheidende Frage: Das kann es doch nicht schon gewesen sein? Irgendwann muss ich doch die guten Dinge, die mir zuteilwurden, auch an andere Menschen (auch über die engsten Vertrauten hinaus) weitergeben können.

Zu dieser Zeit häuften sich Fragen aus dem ebenfalls katholisch sozialisierten Umfeld nach meinen Talenten, die für mich bisher nicht besonders wichtig waren. Du kannst doch gut reden! Du kannst anpacken! Du bist authentisch! Du kannst deinen Glauben sehr lebensnah vermitteln! Du scheust keine schwierigen Diskussionen? Warum übernimmst du kein Amt in der Kirche? Mit solchen oder ähnlichen Aussagen und Fragen musste ich mich auseinandersetzen, und diese Auseinandersetzungen waren für mich nicht ganz einfach.

Hatte ich nicht vor Jahren ein breites Spektrum an Sozialwissenschaften studiert und sogar als Soziologe für einige Jahre im Universitätsbetrieb gearbeitet? War Religion nicht „das Opium des Volkes“? War ich nicht gegenüber Theologie und Kirche eher kritisch eingestellt?

Naja, immerhin war ich katholischer Rheinländer und damit unerschütterlich humorvoll, ich konnte eine 5 gerade sein lassen und war ziemlich standfest (nicht nur im Glauben!). Nichts Menschliches war mir fremd. Mit solchen Talenten wird man Politiker oder Ständiger Diakon. Ich entschied mich für den Diakon, weil mir Politiker suspekt sind. Und ich hatte viel Glück: Meine Frau, meine Kinder, meine Familie, meine Freunde begleiteten mich mit Kritik, Humor und Anforderungen, denen ich nie gerecht werden konnte.

Die Männer, mit denen ich die recht lange und ungewöhnliche Ausbildung zum Diakon durchstand, waren auch keine Heiligen und hatten auf verschiedene Weise mit Problemen während der Ausbildung zu kämpfen. Das schweiß über einen mehrjährigen Zeitraum zusammen. Ein Mitbruder, den ich von uns allen für besonders geeignet für den Dienst als Diakon hielt, ging uns in der Ausbildung verloren. Er brach die Ausbildung ab. Das machte mich sehr traurig und für meine eigene Berufung sehr nachdenklich.

Ende 2013 hat uns dann der mittlerweile emeritierte Bischof Heinrich Mussinghoff im Aachener Dom zu Ständigen Diakonen geweiht. Obwohl ich solchen Ereignissen i. d. R. sehr nüchtern begegne, hat mich meine Weihe hoch emotionalisiert – ein situatives Gefühl, dass ich bis dahin noch nicht an mir kannte. Das Gefühl beeinflusst mich nachhaltig.

In meiner Pfarrgemeinde Christus unser Friede in Kohlscheid bin ich im Wesentlichen für die Caritasarbeit zuständig, assistiere Eheleuten bei der Trauung, taufe Täuflinge, bringe Tote unter die Erde, halte Gottesdienste ab und assistiere manchmal unserem Pfarrer bei Hl. Messen. Das sind oft zusätzliche 15 bis 20 Stunden in der Woche, die neben dem Geldverdienen (dem Zivilberuf) und der Familie organisiert werden müssen. Das ist auch manchmal Improvisation. Ja, Improvisation – wenn das funktioniert, ist das auch schon eine ganze Menge. (Ich denke dann oft, dass die beste Musik durch Improvisation entsteht.)

Ach ja, da war ja noch die Frage vom Anfang: Warum mache ich das alles überhaupt, warum bin ich Diakon geworden?

Manche Lebensentscheidungen erschließen sich nicht vom Anfang, aber auch nicht von ihrem Ende.

Am Anfang waren keine großen Ereignisse, kein Wunder, keine Erscheinungen, keine großen Bibelzitate. Es waren nur der Wunsch, Gutes weiterzugeben, das man

bisher selber erfahren hatte, und die Meinungen, Einschätzungen und Fragen von Mitmenschen.

Heute sind es viele kleine und große Begebenheiten, die mir sehr deutlich machen, warum ich Diakon geworden bin.

- Es sind die vielen Bedürftigen, die wir im Rahmen unserer Caritasarbeit unterstützend begleiten, und das Wissen, dass die Hilfe auch manchmal ankommt
- Es ist das gewaltsam um sein kurzes Leben gebrachte Kind, das ich beerdigen und dessen junge Mutter und Angehörige ich trösten musste.
- Es sind die jungen Ehepaare, denen ich bei der Trauung assistiere und deren Lachen mir bei meiner Predigt sagt: Da redet einer, der weiß wovon er spricht („Ehe ist der Versuch Probleme zu lösen, die man alleine nie gehabt hätte“ – Woody Allen –. „Ohne Ehe kann das Leben ziemlich trostlos und langweilig werden. Dafür gibt es in unserem pastoralen Umfeld viele Beispiele“ Bruno Ortmanns).
- Es sind die Taufen, bei denen ich oft verzweifle und mir der Dienstleistungskatholizismus schwerfällt, wenn mir die Taufgesellschaft zu gleichgültig oder oberflächlich wirkt. Und trotzdem: Ich taufe, weil mir gerade dann meine eigenen Schwächen klarwerden.
- Es ist meine Frau, die mich – wenn ich zu fromm bin und abhebe – immer wieder auf den Boden der Tatsachen holt.
- Es ist mein derzeit 16jähriger Sohn, der mich oft provoziert und versucht, meinen Glauben damit zu hinterfragen (Dabei erinnert er mich an mich selbst, als ich in seinem Alter war.)
- Es sind meine beiden Töchter, die gegenüber meinem Dienst als Diakon eher gleichgültig sind (Mein Verständnis für ihr Leben beschränkt sich derzeit auch nur auf das Zücken meiner Geldbörse. Ich weiß, das ist nicht gut, aber es hilft ihnen kurzfristig und ich arbeite an Alternativen.)
- Es sind meine agnostischen und atheistischen Freunde, die meinen Weg sehr

wohlwollend begleiten (Es ist doch manchmal sehr merkwürdig, dass aus dem Gegenlager weniger Kritik kommt als aus den eigenen Reihen!?),

- Es sind die vielen Gemeindemitglieder, die mich durch ihre Taten und Worte unterstützen.
- Es sind die oft älteren Kolleginnen und Kollegen im pastoralen Dienst, die mich an ihren Erfahrungen teilhaben lassen.
- Es ist der barmherzige Gott, in dessen Hände ich kleiner Sünder immer wieder tief fallen darf. Ein wunderbares Gefühl, für das ich unendlich dankbar bin und das mich freimacht!

Übrigens: Ich fahre immer noch kein schnelles und teures Auto, spiele kein Golf (manchmal Minigolf), und das Flirten mit Frauen, außer mit der eigenen, ist mit über 50 Jahren für einen Ständigen Diakon mit drei halbwegs erwachsenen Kindern nicht mehr ganz so erstrebenswert. Probleme habe ich auch so genug.

Wie gesagt, vom Ende her lässt sich meine Lebensentscheidung, Diakon zu werden, auch nicht beantworten, weil das Ende noch nicht da ist. Gott sei Dank! Ich hoffe, dass ich bis dahin als Sünder noch oft in Gottes Hände fallen darf und möglichst oft da bin, wo ich gebraucht werde.

Manchmal fällt mir das Beten und Glauben schwer, wenn ich Leid sehe. Die Frage, warum Gott so viel Leid zulässt, treibt mich um. Die Theologie hat mir diese Frage bisher nicht hinreichend beantwortet und Gott hat mir auch noch keine Antwort gegeben, obwohl ich ihn diesbezüglich oft befrage. Als Diakon ist es meine Pflicht, Gott immer wieder diese Frage zu stellen. Ich tue es stellvertretend für die Leidenden, weil sie oft nicht mehr dazu in der Lage sind. Ich tue es auch für mich selber, weil mein Zweifel mich leiden lässt.

Ansonsten halte ich es mit dem Irischen Segenslied (Gotteslob 813, 3. Strophe, Gegenteil des Diözese Aachen), auch wenn das sozialromantisch erscheint.¹ Und ich

versuche unerschütterlich humorvoll durch das Leben zu gehen, weil das Leben zwar hoffnungsvoll ist, aber nicht ernst.

Anmerkungen:

- ¹ „Hab unterm Kopf ein weiches Kissen, habe Kleidung und das tägliche Brot.
Sei über vierzig Jahre im Himmel, bevor der Teufel merkt: Du bist schon tot.
Und bis wir uns wiedersehen, halte Gott dich fest in seiner Hand.
Und bis wir uns wiedersehen, halte Gott dich fest in seiner Hand.“

As slow as possible – So langsam wie möglich

Das Kirchenjahr geht zu Ende. Die Tage sind merklich kürzer geworden. Und nachdem wir der Toten gedacht haben, rücken die Evangelientexte jetzt die Botschaft von der Ankunft des Menschensohnes in unseren Blick. Die Nähe seines Kommens lässt sich nicht in den Dimensionen physikalischer Zeit erfassen. Für den Christen aber steht der Weg seines Lebens, wie der Lauf der Geschichte eindeutig im Horizont dieses *adventus*¹. Darin findet schlechthin Alles sein letztes Ziel, seine eigentliche Bestimmung. Nicht die offenen und verborgenen Tendenzen der Gegenwart werden am Ende bestimmend sein, sondern die endgültige Ankunft des Herrn. Eindringlich stellt er die Frage nach unserer Lebenszeit, ob wir sie zu nutzen verstehen für etwas von bleibendem Wert, oder ob wir sie einfach sinnfrei verstreichen lassen, allein getrieben von den Ansprüchen des flüchtigen Augenblicks. Entschleunigung tut not, bewusstes Innehalten, um die Langsamkeit als eine schöpferische Kraft neu zu entdecken.

Unser Alltag hingegen bleibt auf Effizienz und Tempo getrimmt, auch und gerade in der Seelsorge. Die scheinbare Entgrenzung von Raum und Zeit durch die Fortschritte der digitalen Revolution hat ungeahnte Möglichkeiten der Vernetzung, der Organisation und Kommunikation geschaffen. Doch der permanente Beschleunigungsdrang der Moderne wurde so keineswegs gelindert, sondern im Gegenteil enorm forciert und in nahezu alle Lebensbereiche ausgedehnt². Denn die virtuelle Omnipräsenz erhöht den Druck auf Tempo und Ra-

dius unseres Wahrnehmens und Verarbeitens. Was könnte helfen, den Impuls der Liturgie zu verinnerlichen?

Verborgene Schätze

Halberstadt. Wer in die nördlich des Harz gelegene thüringische Kreisstadt reist, kommt gewöhnlich wegen des bedeutenden gotischen Doms hierher. Dessen Domschatz gilt weltweit als einer der kostbarsten Schätze sakraler, mittelalterlicher Kunst.³ Doch seit etwa 15 Jahren zieht es eine andere Gruppe Kulturliebhaber nach Halberstadt, um ein Kunstwerk ganz besonderer Art zu sehen, genauer gesagt: zu erleben. Denn zu sehen ist im Sinne des Wortes kaum etwas. Als inzwischen weltweit anerkanntes Referenzprojekt zeitgenössischer Kunst und Musik gilt die Aufführung von „ORGAN²/ASLSP“ (As SLOW aS Possible) von John Cage in der Burchardikirche aus dem frühen 13. Jahrhundert. Diese wurde 1201 erbaut und erlebte eine höchst wechselvolle Geschichte, bis ihr dieses außergewöhnliche Projekt nach der Säkularisation von 1810 zu einer regelrechten Wiederauferstehung verhalf.

Als wir vor zwei Jahren auf der „Straße der Romanik“ im Harz unterwegs waren, lernten wir das langsamste Musikstück aller Zeiten kennen, das hier seit dem 5. September 2001 aufgeführt wird. Die Faszination dieses Gesamtkunstwerkes, die Einzigartigkeit des Projekts und die sich dahinter befindende Gedankenwelt veranlassten uns, in unserer Reihe zu zeitgenössischen Kunstwerken im Dialog mit der biblischen Botschaft mit John Cages „ORGAN²/ASLSP“ erstmals ein Musikstück zu besprechen.

Vorreiter experimenteller Musik

Der 1912 in Los Angeles geborene und 1992 in New York verstorbene John Cage gilt als einer der einflussreichsten Komponisten des 20. Jahrhunderts⁴. Mit seinen außergewöhnlichen Ideen und einer bis

dahin völlig neuen Herangehensweise an die Komposition schuf er völlig neuartige und ungewohnte Klänge. Bis heute gilt er als Vorreiter experimenteller Musik. Neben anderen amerikanischen Musikern war Arnold Schönberg zwei Jahre sein Lehrer. Anfangs komponierte er streng kontrapunktisch. Unter Einfluss von Schlagzeugmusik und Musik für den Tanz widmete er sich mehr und mehr der experimentellen Musik. Die Beschäftigung mit fernöstlichen Kulturen führte die Erfahrung der Stille in seine kompositorische Arbeit mit ein. „Ziel war es, eine Musik zu schreiben, in der er den Klängen nicht mehr seinen Willen aufzwingt, sondern die Klänge sie selbst sein sollten. Dies nannte er ‚absence of likes and dislikes‘.⁵

Sein Durchbruch gelang ihm 1943 mit einem Konzert im New Yorker Museum of Modern Art. Fortan reiste er zu Festivals und Konzerten in Asien und Europa, in Deutschland war er bei den Donaueschinger Musiktagen, bei den Darmstädter Ferienkursen für Neue Musik und auch in Köln zu Gast⁶. Aufgrund seiner radikalen Positionen zur Ästhetik stieß er zeitlebens auf Ablehnung seines Schaffens. Sein Einfluss auf Musik, Tanz, Literatur und bildende Kunst dagegen ist groß und vielschichtig.

Ein Konzert mit Überlänge

John Cage war nie in Halberstadt. Dennoch ist die Stadt inzwischen tief mit seiner Kunst verbunden. Begonnen hatte alles im badischen Trossingen. Dort hatten 1998 auf der zweiten Tagung für neue Orgelmusik Komponisten, Organisten, Musikwissenschaftler, Orgelbauer, Theologen und Philosophen, von denen einige eng mit Cage zusammen gearbeitet haben, die Idee, das Stück „ORGAN²/ASLSP“ zu realisieren und sich dabei an der Lebensdauer einer Orgel zu orientieren. Durch Vermittlung des Künstlers und nachmaligen Ehrenbürgers von Halberstadt Johann Peter Hinz⁷ fanden die Initiatoren des Projekts die Burchardikirche als Ort der Aufführung.



© Guido Schlimbach
ORGAN²/ASLSP, die Orgel im südlichen Querschiff der Burchardikirche in Halberstadt

In dem kargen, schmucklosen und Raum mit unverputzten Wänden, statt auf festem Fußboden steht man nur auf einer losen Schüttung, wurde eine neue Orgel ins rechte Querhaus gebaut, der Blasebalg steht im linken. 2001 waren nur die Motorengeräusche des Blasebalgs zu vernehmen. Endlich setzte dann am 5. Februar 2003 der erste Orgelklang ein, dem bis zum Jahr 2071 für „Teil 1“ der gleichnamigen Komposition von John Cage noch 63 weitere Klangwechsel folgen werden, der nächste am 5. September 2020. Cage gab mit dem hintersinnigen Untertitel „As SLOW as Possible“ seinem Werk zugleich eine Tempovorschrift, die schon rein technisch höchste Anforderungen an das verwegene Projekt stellt. Denn sie verlangt von der Orgel, dass sie ununterbrochen in Betrieb ist.⁸

As slow as possible. So langsam wie möglich. – 639 Jahre wird es brauchen, bis alle acht Teile des Werkes aufgeführt sein werden. Genauso viele Jahre waren vergangen seit der Geburtsstunde der ersten Halberstädter Domorgel 1361 bis zum Jahr 2000,

in dem das Stück ursprünglich anheben sollte. Die vorgesehene Aufführungsdauer des Stückes erscheint so wie eine künstlerische Spiegelung der kirchenmusikalischen Stadtgeschichte. Vergangenheit wird transformiert in Klang.

Auf den ersten Blick mag einem dies bloß als ein rein ästhetisches Zahlenspiel vorkommen. Doch es rückt unsere Wahrnehmung der Zeit wieder näher an das biblische Zeitverständnis⁹. Mag in der Kurzzeitbetrachtung die Zeit völlig gleichförmig vor sich hin fließen, so tut sich aus einer übergeordneten Perspektive eine andere Erfahrung auf. Wir favorisieren recht einseitig die physikalische Zeit, die wir auch immer präziser zu messen vermögen – so dass etwa schon Bruchteile von Sekunden über Sieg und Niederlage in einem sportlichen Wettkampf entscheiden können. Doch für den Menschen der Antike kam es viel mehr darauf an, wodurch eine konkrete Zeitspanne qualifiziert ist, was sie zu einer gefüllten Zeit macht. Weisheitliches Denken vor allem will den Sinn dafür schärfen, was an der Zeit ist, die doch vom beständigen Wechsel lebt. So buchstabiert es das bekannte Lehrgedicht Koh 3,1-8 unter dem Leitgedanken durch, dass alles „seine Stunde hat“. Es kommt für uns alles darauf an, der besonderen Gunst jeder Stunde zu entsprechen, da wir selbst nicht Herrn der Zeit sind. Nicht wir verleihen einem an sich leeren Fluss der Zeit erst Sinn. Dieser stellt sich vielmehr heraus im Vertrauen und im Hören auf den, der „das alles schön gemacht [hat] zu seiner Zeit“ (Koh 3,11). Gegen alle krampfhaften Versuche auch des modernen Menschen, der fliehenden Zeit zu entkommen, eröffnet das Gedicht einen Weg „in die *Erfahrung und Annahme der Gegenwart*“¹⁰.

Zeitdimensionen

Als wir die Kirche betraten, erwartete uns ein dezenter und gleichbleibender Klang¹¹. Er verströmte die Ruhe eines unendlich langen Atems in den altherwürdigen

Raum. Das Stück läuft weiter, auch wenn wir gegangen sind, auch wenn unsere Zeit auf dieser Erde abgelaufen sein wird. Kein Mensch wird es jemals ganz gehört haben können. Kein Mensch wird aus dem eigenen Klangerlebnis heraus die übergeordneten Zusammenhänge der Komposition erkennen können. Dieses „Haus voller Klang“ half uns, Abstand zu gewinnen von aller Kurzatmigkeit, die so schnell wie möglich so viel wie möglich erreichen will. Der Besucher überdenkt seine Maßstäbe angesichts von Dimensionen, die auf die Weite Gottes einstimmen, vor dem „tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist“ (Ps 90,4).

Entnommen ist diese Aussage über das für Menschen total unerschwingliche Zeitmaß Gottes einem Psalm, den in seiner jetzigen Gestalt eine kaum aufzulösende „Spannung zwischen Klage und Weisheit“ durchzieht¹². Er meditiert über das Rätsel des so hinfalligen und in engen Grenzen existierenden Menschen. Nicht nur der absolute Kontrast zwischen Schöpfer und Geschöpf wird eindringlich gezeichnet (V 1-6), sondern er wirft auch einen schonungslosen Blick darauf, wie die Verstrickung des Menschen in Schuld und Sünde ihn unter den Zorn Gottes stellt (V 7-11). Doch der Psalm erschöpft sich nicht in einem rein pessimistischen Bild von der *conditio humana*. Von der harten Selbsteinschätzung wird nichts zurückgenommen. Doch daraus folgt keine Resignation. Vielmehr erwächst gerade aus diesen dunklen Einsichten das eigentliche Gebet des Psalms (V 13-17). Der Beter flüchtet sich darin also nicht in frommes Wunschdenken. Er erliegt nicht der Versuchung, von Gott in irgendeiner Form die Abwendung seines Todeschicksals zu erwarten. In erster Linie appellieren die Bitte an die Treue des Bundsgottes JHWH zu sich selbst (V 13!): In die Abgründe und die Vergänglichkeit des kurzen Lebens, das uns Menschen beschieden ist, soll Gott die Spuren seiner Zuwendung hineinlegen. Den losen Bruchstücken, die wir allein fertigzustellen imstande sind, soll er Sinn verleihen durch seine Gegenwart in unserem

zerbrechlichen Leben. Das gedankliche Zentrum des Psalms, das hartes Klagen und vertrauensvolles Gebet miteinander verbindet, ist aber die wahre Weisheit, wie sie in Vers 12 Gestalt annimmt: „Unsere Tage zu zählen, das lehre uns, auf dass wir ein weises Herz erlangen“. Das Leben in seiner Begrenztheit zu bejahen und auf den ewigen, und daher so ganz anderen Gott hin zu führen, genau darin liegt „die höchste Möglichkeit des Menschen“.¹³

Sehnsucht nach dem Ewigen

Das gesamte Kircheninnere wird umspannt von einem Metallband, an dem für jedes der 639 Jahre eine Art Motivtafel angebracht werden kann. Schon weit bis ins dritte Jahrhundert unseres Jahrtausends haben sich Spender bereit gefunden, die ihre persönliche Tafel mit ganz unterschiedlichen Gedanken und Akzenten versehen haben. Manche kommen als klassisches Memento mori daher, wie wir sie von zahlreichen alten Epitaphen her kennen. Andere sind darauf bedacht, eine die Zeiten überdauernde „Quintessenz“ zu hinterlassen. Es sind Zitate von Geistesgrößen der verschiedensten Weltanschauung und kulturellen Prägung aus Vergangenheit und Gegenwart zu lesen. Aus vielen der Tafeln lässt sich zwischen den Zeilen auch der Wunsch nach einem Quäntchen persönlicher Unsterblichkeit herauslesen.

Mögen uns naturwissenschaftliche Verfahren mittlerweile recht weitreichende Prognosen und Projektionen der kosmischen Zukunft erlauben, die biblische Erwartung rechnet mit dem totalen Abbruch alles Bisherigen. Dafür mag es Vorzeichen geben, aber berechnen lässt sich dieses „Ende der Welt“ gerade nicht, wird man davon doch überrascht wie von einem „Dieb in der Nacht“ (vgl. 2 Petr 3,10). Ohne fließende Übergänge wird sich Gott „im Nu, in einem Augenblick“ (1 Kor 15,52) an die „Verwandlung“ der Welt machen¹⁴. Nichts wird dann bleiben können, was es war und wie es war. Diese Erwartung eines nahen

Endes als apokalyptischer Abbruch des Bestehenden zieht sich wie ein roter Faden durch das Neue Testament. Dabei kann es zu fast schon metaphysisch klingenden Ansagen kommen, wie sie ein „starker Engel“ im letzten Buch der Bibel als „Schwur“ kundtut: „dass Zeit (χρόνος) nicht mehr sein wird“ (Offb 10,6). Doch verkündet der Seher von Patmos hier keineswegs die Ablösung der Zeit durch die Ewigkeit. Er versichert seinen bedrängten Gemeinden vielmehr, dass Gott nicht länger zögert, der alten Welt keinen zusätzlichen Aufschub einräumt¹⁵. Noch ausstehende Zeiten und Fristen gehören zur Abwicklung der alten Ordnung, auf dass sich Gottes kosmische βασιλεία universal durchsetzt (vgl. Offb 11,15). Alle Hoffnung richtet die Vision aus auf die neue Schöpfung und damit auf das alles umwälzende Handeln Gottes.

Am Anfang des Christentums stand eine derart überwältigende Erfahrung, dass aus ihr nur ein völlig neues Wirklichkeitsverständnis folgen konnte. Denn die ersten Christen deuteten die Auferweckung Jesu von den Toten als vorgezogenes eschatologisches Ereignis¹⁶. Was im apokalyptischen Weltbild für den „jüngsten Tag“ erwartet wurde, hatte sich an Jesus bereits vorweg ereignet. Daher fühlte sich Christen inmitten der alten, vergehenden Welt schon dem Anbruch einer ganz neuen Welt zugehörig, hatten sie sich doch dem von den Toten Auferweckten als ihrem Herrn unterstellt.¹⁷

Ein bewusstes Leben in der Endzeit verlangt von Christen als Grundhaltung vor allem volle „Wachsamkeit“, zu der Paulus gleichermaßen in seinem ältesten Brief wie auch in seiner Selbstempfehlung an die Gemeinde in Rom aufruft (1 Thess 5,1-11; Röm 13,11-14). Er weiß sehr wohl, dass dies den Christen immer eine deutliche Distanz gegenüber allem Etablierten in dieser Welt abverlangt, den Mut zur grundsätzlichen Alternative und zum existentiellen Provisorium. Fast 2000 Jahre Kirchengeschichte mögen die Perspektiven verschoben haben. Doch gehört akute Naherwartung nicht allein zu den Anfängen des Christentums. Sie hat in kritischen Umbruchphasen immer wieder Gruppen inmit-

ten und am Rand der Kirche erfasst, wenn auch sehr häufig mit höchst destruktiven Folgen. Sie bleibt eine Herausforderung und „erfordert ebenso die kritische Wahrnehmung der gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Werte, Strukturen und Prozesse, die heutige soziale Lebenswelten prägen“¹⁸. Mehr noch: Sie erfordert von uns eine Kultur christlichen Lebens, die sich nicht ans Diesseitige und Gegenwärtige verliert, sondern die Räume – nicht nur an der Peripherie – offen hält für die Überraschungen und die Maßlosigkeit Gottes.

Wo sich Zeit und Ewigkeit berühren

Die Aufführung von „ORGAN²/ASLSP“ (As SLOW as Possible) in Halberstadt ist ein einzigartiges Projekt. Man könnte es als verrückt bezeichnen. „Ver-rückt, nicht am gewohnten Platz befindlich“¹⁹, weil es sich allen Erwartungen eines Konzertpublikums entzieht, und sei es nur, eine Komposition von Anfang bis Ende zu hören. Die Initiatoren haben eine Vision begonnen, real werden zu lassen, ohne ihre Realisation jemals in Gänze zu erleben. Doch was für eine Idee! Ein historischer Raum, der mehr als 639 Jahre Vergangenheit erlebbar werden lässt und in dem mehr als 639 Jahre Zukunft enthalten sind. Angeregt von einem Visionär der neuen Musik haben sie „eine klingende Flaschenpost in die Welt entlassen. 639 Jahre Cage ORGAN²/ASLSP in Halberstadt sind ein gleichzeitig radikales, irritierendes, offenes und äußerst sanftes Kunst-Projekt“²⁰. Ein Gesamtkunstwerk im besten Sinne, das auch unmusikalischen Menschen in der Lage ist, den Blick für die Hoffnung zu öffnen.

As slow as possible. So langsam wie möglich. – Das könnte auch ein höchst angemessener Vorsatz für die Vorbereitung und Feier der Liturgie sein. Denn die Liturgie, für die unsere Gotteshäuser geschaffen sind, verwandelt den heiligen Raum in ein „Haus voller Klang“. Beim Fest des Glaubens sind Gesang und Instrumente einfach nicht wegzudenken. Denn erst in der Musik

verschmilzt das, wofür unser Herz schlägt, mit der kosmischen Großherzigkeit Gottes. Wir brauchen gerade in unserem pastoralen Handeln immer wieder etwas von dem langen Atem, den man in der Burchardikirche von Halberstadt in sich aufnehmen kann. „Rechte Liturgie erkennt man daran, dass sie kosmisch ist, nicht gruppenmäßig. Sie singt mit den Engeln. Sie schweigt mit der wartenden Tiefe des Alls. Und so erlöst sie die Erde“²¹. Schweigendes Hören und bekenndes Singen helfen der versammelten Gemeinde tief durchzuatmen und aufzuatmen im Angesicht eines Gottes, der uns Zeit gibt. Er schenkt uns die Zeit, die wir brauchen, um mit unserem ganzen Leben einstimmen zu können in den einen großen Lobpreis Gottes.

Anmerkungen:

- ¹ Zur Unterscheidung von adventus und futurum vgl. Jürgen MOLTMANN, *Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie*. Gütersloh 1995, 42-44.307-325.
- ² Eindrücklich wird man über dieses moderne Lebensgefühl aufgeklärt von: Marianne GRONEMEYER, *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*. Darmstadt 21996, bes. 73-146 (Beschleunigung des Lebenstempos).
- ³ Vgl. Petra JANKE, *Der Dom zu Halberstadt*, München 2013. Ute BEDNARZ/Peter FINDEISEN/Petra JANKE/Hans-Joachim KRAUSE/Barbara PREGLA, *Kostbarkeiten aus dem Domschatz zu Halberstadt*. Wettin-Löbejün 32009.
- ⁴ Vgl. hierzu Nina EGGER, John Cage, in: *John-Cage-Stiftung Halberstadt* (Hg.), *Halberstadt: Ein Haus voller Musik, Halberstädter Cage-Texte*. Halberstadt 2012, 8-9.
- ⁵ Ebd. 8.
- ⁶ Zum 10. Todestag widmete die Kunst-Station Sankt Peter Köln John Cage 2002 ein dreitägiges Festival. Vgl. Johannes FRITSCH / Guido SCHLIMBACH, *für John Cage 1912-1992*. Köln 2002.
- ⁷ Johann Peter Hinz (1941-2007) hat sich nach der Wende von 1989/90 als Kommunalpolitiker und Künstler intensiv für die Erhaltung der Altstadtsubstanz von Halberstadt engagiert.
- ⁸ Bei der Uraufführung des ihm gewidmeten Stückes im Jahr 1989 realisierte der Organist und Komponist Gerd Zacher (1929-2014) die achtseitige Partitur freilich in 29 Minuten.
- ⁹ Zum biblischen Zeitverständnis vgl. neben den einschlägigen Wörterbuchartikeln den „Klassiker“ von: Thorleif BOMAN, *Das hebräische Denken im*

Vergleich mit dem Griechischen. Göttingen 41965, bes. 104-133; sowie: Thomas SCHMIDT, Das Ende der Zeit. Mythos und Metaphorik als Fundamente einer Hermeneutik biblischer Eschatologie (BBB 109). Bodenheim 1996, bes. 110-132. – Immer noch anregend der existentielle Zugang von: Heinrich SCHLIER, Zum Verständnis der Geschichte. Nach der Offenbarung Johannis, in: Ders., Die Zeit der Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge I. Freiburg i. Br. 51972, 265-274.

¹⁰ Ludger SCHWIENHORST-SCHÖNBERGER, Kohelet (HThK AT). Freiburg i. Br. 2004, 259.

¹¹ Einen ersten Eindruck vermittelt das Musikfeature von Sonja HEYER, Die Waschmaschine von Halberstadt. Berlin 2013.

¹² So Manfred OEMING in: Ders./Joachim VETTE, Das Buch der Psalmen. Psalm 90-150 (NSK-AT 13/3), Stuttgart 2016, 19. – Vgl. zur Entstehungsgeschichte den Vorschlag in: Frank-Lothar HOSSFELD /Erich ZENGER, Psalmen 51-100 (HThK AT). Freiburg i. Br. 2000, 607-609.

¹³ So Alfons DEISSLER, Die Psalmen. Düsseldorf 51986, 357.

¹⁴ Auch wenn sich das Doppelmotiv „ἐν ἀτόμῳ, ἐν ὀπῇ ὀφθαλμοῦ“ der typisch apokalyptischen Requisitenkammer verdankt und dem Wortschatz des Apostels eher fremd ist, setzt es eine spezifische Differenz zu der älteren Sachparallele in 1 Thess 4,16 (vgl. dazu auch: Wolfgang SCHRAGE, Der erste Brief an die Korinther. 1 Kor 15,1-16,24 [EKK VII/4]. Düsseldorf – Neukirchen-Vluyn 2001, 372 mit Anm. 1859).

¹⁵ Als „Verschwinden“ der Zeit deutet die Phrase ὅτι χρόνος οὐκέτι ἔσται: Günter BORNKAMM, Art. μυστήριον κτλ., in: ThWNT IV (1942), 809-835; hier 830: Mit der Vollendung von Gottes Geheimnis „endet die Zeit“. Weitgehend durchgesetzt hat sich aber ein Verständnis von χρόνος als „Frist“, wie es etwa vertreten wird von: Gerhard DELLING, Art. χρόνος, in: ThWNT IX (1973), 576-589, hier 587f: „gemeint ist vielmehr, daß nun keine Verzögerung des richtenden Handelns Gottes mehr eintritt“.

¹⁶ Vgl. dazu Jürgen BECKER, Die Auferstehung Jesu Christi nach dem Neuen Testament. Ostererfahrung und Osterverständnis im Urchristentum. Tübingen 2007, bes. 264-287.

¹⁷ Vgl. dazu den Überblick bei Thomas SCHMIDT, Ende der Zeit a.a.O. [Anm. 8] 160-167.

¹⁸ Stefan SCHREIBER, Der erste Brief an die Thessalonicher (ÖTK 13/1). Gütersloh 2014, 291.

¹⁹ Rainer O. NEUGEBAUER, in: John-Cage-Stiftung Halberstadt (Hg.), Halberstadt: Ein Haus voller Musik 15.

²⁰ Ebd. 16.

²¹ Joseph RATZINGER, Ein neues Lied für den Herrn. Christusglaube und Liturgie in der Gegenwart. Freiburg i. Br. 1995, 145-164, hier 164.

Erich Garhammer

Ein Sprachereignis

Zum nachsynodalen Schreiben „Amoris laetitia“. Zehn Thesen¹

1. Für mich ist das Schreiben ein Sprachereignis. Eine völlig neue Sprache des Lehramts wird sichtbar. „Erfrischend unpeinlich“ nennt es die Journalistin Christiane Florin, „entwaffnend liebevoll und wohltuend geerdet“ die Münsteraner systematische Theologin Julia Knop, „genial, wild und unersättlich“ die Berliner Referentin für Ehe und Familie Ute Eberl. Mit unersättlich meint sie die „Unersättlichkeit an Barmherzigkeit“.
2. Die Bibel wird neu zum Leuchten gebracht. Biblische Zitate sind keine dicta probantia mehr für das feststehende Dogma, sondern eine Lernchance für die Kirche. Der Umgang mit den Psalmen gehört ebenso dazu wie die Auslegung des Hohen Liedes im Ersten Korintherbrief. Der Bonner Neutestamentler Martin Ebner ist begeistert von diesem Ton: Da schreibt ein Papst, der sich selbst hat belehren lassen. Der Expertenwissen abfragt und diesem Expertenwissen weiten Raum gibt. Er hegt die Hoffnung, dass auch die Pfarrer bei ihrer Sonntagspredigt sich dieser Mühe unterziehen und den Bedeutungen der Wörter in ihrem ursprünglichen Umfeld nachspüren. Wie hatte Papst Johannes XXIII. formuliert. „Wir sind eben erst dabei, das Evangelium neu zu verstehen.“
3. Das Schreiben erliegt nicht der Versuchung der alten Dichotomie erlaubt/nicht erlaubt, sondern möchte zur Fülle des Lebens anleiten. Dazu gehören Liebe und Sexualität. Dabei werden die Ambivalenzen genauso gesehen wie die Schönheiten. Sexualität ist eine

- Form von Zärtlichkeit und nicht nur auf Kinderzeugung ausgerichtet.
4. Zum ersten Mal in der Lehrtradition der Kirche wird die Ehe nicht hinter die Jungfräulichkeit gestellt, sondern gleichberechtigt gesehen, es werden sogar eher die Gefahren des zölibatären Singles thematisiert: „Der Zölibat läuft Gefahr, eine bequeme Einsamkeit zu sein, welche die Freiheit gewährt, sich selbstbestimmt zu bewegen, Orte, Aufgaben und Entscheidungen zu ändern, über das eigene Geld zu verfügen, je nach der Attraktion des Momentes Kontakte mit verschiedenen Menschen zu pflegen. Hier glänzt das Zeugnis der Verheirateten. Wer zur Jungfräulichkeit berufen ist, kann in manchen Ehen ein deutliches Zeichen der großherzigen und unerschütterlichen Treue Gottes zu seinem Bund finden, das sein Herz zu einer konkreteren und hingebungsvolleren Verfügbarkeit anspricht. Denn es gibt Verheiratete, die ihre Treue bewahren, wenn der Partner oder die Partnerin physisch unangenehm geworden ist oder die eigenen Bedürfnisse nicht befriedigt, und das, obwohl viele Angebote zur Untreue einladen oder dazu, den bzw. die andere zu verlassen. Eine Frau kann ihren kranken Ehegatten pflegen und dort erneut das Jawort ihrer Liebe bis zum Tod sprechen. In dieser Liebe erstrahlt in beeindruckender Weise die Würde des liebenden Menschen – Würde als Abglanz der schenkenden Liebe (caritas) –, denn dieser Liebe geht es mehr darum zu lieben, als selbst geliebt zu werden. In vielen Familien können wir auch eine Fähigkeit zu hingebungsvollem und zärtlichem Dienst gegenüber schwierigen und sogar undankbaren Kindern bemerken. Das macht diese Eltern zu einem Zeichen der freien und selbstlosen Liebe Jesu. All das wird zu einer Einladung an die zölibatär lebenden Personen, ihre Hingabe an das Reich Gottes mit mehr Großherzigkeit und größerer Verfügbarkeit zu leben.“
 5. Das Jahr der Barmherzigkeit war von Anfang an die hermeneutische Idee von Papst Franziskus für die beiden Synoden: Bei aller Beschäftigung mit den Phänomenen von Familie und Ehe geht es um Anerkennung der Realität und den Dreischritt von Begleiten, Unterscheiden und Eingliedern. Die Logik der Barmherzigkeit mündet in Integration.
 6. Zu erwähnen ist ferner, dass neben der Bibel und der Tradition auch moderne Literatur (Octavio Paz und Jorge Borges), aber auch Erich Fromm, Die Kunst des Liebens zitiert werden. Die Kirche hat kein Monopol auf die Deutung des Lebens, sondern lernt auch von anderen Disziplinen und Künsten.
 7. Deutlich wird ferner, dass es keine einheitlichen Lösungen mehr geben kann, sondern nur Lösungen, die den Menschen vor Ort gerecht werden und dadurch der Einheit dienen, weil sie ehrlich sind und nicht von Doppelmental begleitet.
 8. Die Kirche partizipiert an der Freude und Liebe der Menschen und schreibt sie ihnen nicht vor: „Die Freude der Liebe, die in den Familien gelebt wird, ist auch die Freude der Kirche. So haben die Synodenväter darauf hingewiesen, dass trotz der vielen Anzeichen einer Krise der Ehe ‚vor allem unter den Jugendlichen der Wunsch nach einer Familie lebendig [bleibt]. Dies bestärkt die Kirche!‘“
 9. Der synodale Weg ermöglicht, die Situation der Familien in der heutigen Welt offen darzulegen, den Blick zu weiten und die Bedeutung der Ehe und der Familie neu bewusst zu machen. Die Vielschichtigkeit der angesprochenen Themen macht die Notwendigkeit deutlich, einige doktrinelles, moralische, spirituelle und pastorale Fragen unbefangener weiter zu vertiefen.
 10. Nicht alle doktrinelles, moralischen oder pastoralen Diskussionen müssen durch

ein lehramtliches Eingreifen entschieden werden. Selbstverständlich ist in der Kirche eine Einheit der Lehre und der Praxis notwendig, aber kein Hindernis dafür, dass verschiedene Interpretationen einiger Aspekte der Lehre oder einiger Schlussfolgerungen, die aus ihr gezogen werden, weiterbestehen. Es können in jedem Land oder jeder Region besser inkulturierte Lösungen gesucht werden, welche die örtlichen Traditionen und Herausforderungen berücksichtigen. Pastoral wird damit zu einer gut geleiteten Synodalität.

Anmerkungen:

- ¹¹ Zu den Thesen und ihren Hintergründen vgl. Heft 4/2016 der Lebendigen Seelsorge mit dem Titel: Die Freude der Liebe.

Hedwig Lamberty

„Entdecke, was in dir ist“

Wünsche und Wirklichkeit zur Frauenspiritualität im Erzbistum Köln. Ein Erfahrungsbericht

„Ja, das ist genau das Richtige zum jetzigen Zeitpunkt!“ – „So etwas wollte ich schon immer machen!“ – „Danach habe ich schon seit längerem gesucht!“ ...

So oder so ähnlich dachten mehr als 20 Frauen, als sie von der Frauenpastoral im Erzbistum Köln auf einen Flyer mit der Überschrift: „Entdecke, was in Dir ist!“ – „Jahreskurs ‚Spiritualität für Frauen‘ 2015/16“ stießen. Sie haben sich gemeldet und Interesse gezeigt. Von ihnen entschieden sich dann 16 Frauen, einen gemeinsamen Weg über 16 Monate zu gehen, um ihrer eigenen Spiritualität und ihrer Beziehung zu Gott mehr und mehr auf die Spur zu kommen.

Der Kurs war einer der Früchte einer Analyse im Erzbistum Köln, die der Bereich Frauenpastoral in den Jahren 2012–2015 durchgeführt hat. Dabei wurden Frauen nach ihren Wünschen und Sehnsüchten im Alltag im Allgemeinen gefragt, zudem nach ihren Erfahrungen mit der Katholischen Kirche und ihren Erwartungen an Angebote der Kirche, besonders seitens der Frauenpastoral. Entlang der 10 Sinusmilieus wurden jeweils zwei Frauen (oder Frauengruppen) oder auch sog. Expertinnen (Frauen, die mit einer bestimmten Frauengruppe arbeiten) interviewt. Neben einem ausführlichen Interviewleitfaden gab es einen Fragebogen zum Ankreuzen.

Die Befragung diente dem Ziel, frauenpastorale Angebote an der konkreten Wirklichkeit und damit an den Wünschen und Bedürfnissen der Frauen im Erzbistum Köln auszurichten.

Nicht aufgenommen und beschrieben wurden in diesem Zusammenhang die Ent-

wicklung und der Stand der Wissenschaft im Rahmen von theologischer Frauenforschung, gewisse „Zahlenspiele“ (z.B. wie viele Frauen gehören zur Katholischen Kirche, wie viele sind aktiv dabei) bzw. grundlegende Fragen der Genderthematik.

Wünsche und Wirklichkeiten von Frauen – spotlight-artig

Die Frauen – zwischen ca. 20 und 75 Jahre alt – zeigten eine grundsätzliche Bereitschaft zur Teilnahme an den Interviews und zum Ausfüllen der Fragebögen. Lediglich im prekären Milieu war es nicht ganz einfach, Frauen zu finden, ist letztlich aber doch gelungen.

Die Interviews wurden teils am Wohn- oder Arbeitsort der Frauen, teils im Kontext ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit geführt.

Bei aller Verschiedenheit der Aussagen zu bestimmten Fragen oder Themen gab es einige Überschneidungen, die hier kurz skizziert werden:

Nahezu alle Frauen beklagen in ihrem Alltag einen gewissen Zeitmangel bzw. eine zeitliche Bedrängung durch ein Zuviel an Anforderungen (beruflich und privat), ausgenommen Rentnerinnen. Viele Frauen wünschen sich mehr Zeit für Freizeit, Familie, Freunde, Hobbies. Die Natur ist der Ort, an dem man sich vor allem in der Freizeit gerne aufhält, mehr als in einem geschlossenen Gebäude. Die Äußerungen reichen – je nach Milieu – vom Stadtwald bis hin zum eigenen Haus auf einer fernen Insel.

Eine konkrete Frage bezog sich auf „Sinn und Sinnsuche“ im Leben: „Inwiefern ist das überhaupt ein Thema?“. Grundsätzlich war dies für fast alle Frauen ein wichtiges Thema, wobei bei Älteren die Sinnsuche bereits abgeschlossen sein kann. Bei Jüngeren hingegen dauert sie noch an. Die Inhalte sind verschieden: sinnstiftend sind u.a. eigene Kinder bzw. die Familie, ein attraktives Berufsfeld, ehrenamtliche Mitarbeit in der Kirche, Glaubenserfahrungen im Blick auf Jesus Christus, soziales Tun und

intellektuelle Auseinandersetzungen (in Vorträgen, Gesprächen, Medien).

Auch „Spiritualität/Religiosität“ ist für die Frauen von großer Bedeutung, wobei hier oftmals zwischen Suche nach eigener Spiritualität und Zugehörigkeitsgefühl zur Katholischen Kirche unterschieden wird. Konkret: Die Frauen wollen spirituell leben und bezeichnen sich in der Regel auch als spirituell (sie verwenden dieses Wort eher als das Wort „religiös“). Die Katholische Kirche ist jedoch nur in wenigen Fällen die gesuchte Institution für entsprechende Angebote und Erfahrungsräume. Der sonntägliche Gottesdienst ist für die meisten Frauen nicht mehr der Zugang, der ihnen spirituelle Nahrung gibt.

Ein Bereich beschäftigte sich mit dem Thema: „Angebote“ und „Themenwünsche“. Dahinter verbarg sich die Frage nach denkbaren Seminarangeboten jeglicher Art. Hier wurde – je nach Milieu – sehr Verschiedenes benannt. Einerseits suchen Frauen konkrete Hilfe für ihren Lebensalltag – von Kinderbetreuung bis Begleitung zu Ämtern- (z.B. prekäres Milieu), während andere an „hochwertigen“ Angeboten für die Freizeit interessiert sind – Vorträge, Diskussionen, gepaart mit einem Abendessen – (z.B. konservativ-etabliertes Milieu). Mehr oder weniger übergreifend findet sich der Wunsch nach persönlichkeitsbezogenen Angeboten, wie z.B. Stärkung des Selbstbewusstseins. Gesucht im Rahmen von Kirche werden vor allem Themen, die etwas mit Theologie, eigenem Glauben oder auch Lebensgestaltung zu tun haben; eher „fremde Themen“ (z.B. Computerkurs) sucht frau sich bei entsprechend anderen, professionellen Anbietern.

Auch die „Methoden und Formate“ richten sich nach den Verschiedenheiten der Milieus: Vom Vortrag bis zum kreativen Umsetzen von Themen, von Plenumseinheiten bis zur Einzelbesinnung wird alles benannt. Inhalte und Methoden sollten zueinander passen. Abgelehnt werden Methoden um der Methoden willen. Jedoch Unbekanntes auszuprobieren stößt bei den Frauen auf Interesse. Angegebene Zeiträume für ein

Angebot/eine Veranstaltung reichen von einer Unterrichtsstunde – am Abend unter der Woche – bis hin zu Wochenendveranstaltungen in einem Bildungshaus.

Nur unter Frauen – oder auch mit Männern?

Für die Frauenpastoral in besonderer Weise interessant und wichtig zu wissen war, ob Frauen lieber ausschließlich mit anderen Frauen zusammen sein und etwas machen wollen oder auch gemeinsam mit Männern. Hier differenziert es sich nach Alter und Milieu aus. Die jüngeren Frauen und die in den sogenannten „oberen“ Milieus wünschen mehr und mehr einen Austausch mit Männern. Sie sind interessiert und betrachten es als bereichernd, auch die männliche Sicht von etwas zu erfahren und darüber ins Gespräch zu kommen. Eher rein frauenorientiert sind das „traditionelle Milieu“ und die „bürgerliche Mitte“. Allerdings gibt es in der Gesamtschau übergreifende Themen: z.B. Körperlichkeit, Sexualität, Missbrauch. Zu diesen Themen möchten Frauen in der Regel unter sich sein.

Bezogen auf den/die Referenten/in zeigt sich, dass Kompetenz das Wichtigste ist. Ob Mann oder Frau ist oftmals egal. Wahrscheinlich wichtig wäre eine Frau als Referentin bei den o.g. „frauenspezifischen“ Themen, dies wurde jedoch nicht eigens erfragt.

Bei der Frage nach „Orten“ lag der Schwerpunkt darauf, wie weit ein Ort mit einem Angebot vom Wohnort entfernt sein darf. Hier zeigt sich wieder die Spannweite der Milieus, von Wohnortnähe bis hin zu einer Autostunde entfernt. Öfter wurde genannt, dass man sich bei den Orten eine ansprechende Atmosphäre wünscht, in der man sich wohlfühlen kann. Zudem sind Orte attraktiver, die außerhalb der Gemeinde und z.T. auch außerhalb der kirchlichen Institution liegen. Das „klassische Pfarrheim“ zu Hause hat an Relevanz verloren.

Bei dem Punkt „Werbung“ ist erneut eine starke Verschiedenheit erkennbar: vom Su-

chen nach Angeboten im Internet bis hin zur konkreten Ansprache durch eine bekannte Person.

Der Blick auf die Kirche

Was die Katholische Kirche betrifft, gibt es große Unterschiede in den Erfahrungen und in der Bewertung allgemein bzw. für das eigene Leben. Die Äußerungen reichen von totaler Ablehnung bis hin zur Sinnstifterin. Stark präsent ist sie im konservativ-etablierten und im traditionellen Milieu, wobei jedoch auch hier Kritik geäußert wird. Übergreifend und klar in der Aussage geht diese Kritik dahin, dass die Katholische Kirche frauenfeindlich ist, Frauen nicht ernst nimmt oder wertschätzt, eine rein männliche Leitungsstruktur und insgesamt veraltete Einstellungen hat. Es liegen auch persönliche Verletzungen vor, die eine Distanz zur Katholischen Kirche zur Folge haben. In Misskredit ist sie auch durch den Missbrauchsskandal gekommen wie durch unkorrekte finanzielle Handhabung von Kirchensteuermitteln des ehemaligen Bischofs von Limburg, Tebartz van Elst. Andererseits wird z.B. der Kölner Dom als Kirchengebäude weitestgehend sehr geschätzt.

Die Erwartungen an die katholische Kirche sind vielfältig, es gibt sie selbst bei eher kirchenfernen Frauen. Auch wenn vielfach eine Distanz benannt wird, sind die Ansprüche hoch. Der Fragebogen benennt eine Anzahl möglicher Erwartungen, z.B.: Ort, um meinen Glauben zu leben; Begleitung in Krisensituationen; Begleitung in Trauerfällen; kirchliches Begräbnis; Gottesdienste/Wallfahrten/Andachten; Sakramente; zielgruppenorientierte Angebote; Veranstaltungen (Vorträge, Konzerte, Bildungsangebote); Beratungs- und Hilfsangebote (Caritas); Kinder- und Jugendarbeit; finanzielle Unterstützung, Schule, Seniorenarbeit; Ort, an dem ich meine Fähigkeiten einbringen kann.

Und alle wurden ein- oder mehrfach angekreuzt. Ganz grob betrachtet kann man

sagen, dass in kirchennahen Milieus der Schwerpunkt der Erwartungen bei den Gottesdiensten und Sakramenten liegt, während bei den anderen oft der caritative Aspekt im Vordergrund steht. Auffallend ist, dass bei aller Kritik an der Institution durch fast alle Milieus hinweg der Besuch eines Kirchengebäudes als kleine Zeit der Stille mitten im Alltag attraktiv ist.

Insgesamt sind die Ergebnisse zum Thema „Kirche“ hier mit denen der Sinus-Milieu-studie von 2013 vergleichbar, in der vor allem nach den kirchlichen Orientierungen gefragt wurde. Die grundsätzlichen Einstellungen haben sich nicht verändert.

Zurück zum Kurs

Dem Wunsch, sich selbst, die eigene Spiritualität und die je individuelle Gottesbeziehung neu zu entdecken oder auch zu vertiefen, kam dieser Kurs nach, der neben einem Einführungstag zum Kennenlernen fünf Wochenenden, viertägige Einzelexerzitien, zwei Studientage und durchgehende geistliche Einzelbegleitung beinhaltete. Thematisch ging es um „Frauenspiritualität“, um die Entdeckung eigener Fähigkeiten und um Gott in meinem Leben; daneben gab es Einführungen in die Bibel (theoretisch und auch mit Methoden, die Bibel in kleinen Gruppen lesen zu können), bis hin zu einzelnen Tagen zu den Themen: Gebet und Liturgie (bes. Frauenliturgie). Der Ansatz zur Vermittlung und Erfahrung von Themen und Erkenntnissen war ganzheitlich: Körper, Seele und Geist wurden angesprochen. Leibübungen auf eutonischer Basis, Bibelarbeit, Stillezeiten und Wortgottesdienste am Sonntagmorgen waren durchgehende Elemente. Am „effektivsten“ erlebten die Frauen den Austausch (in Kleingruppen) über ihre je persönlichen Glaubenserfahrungen. Einstimmig betonten alle am Ende, dass der Kurs sie in ihrem Glauben sehr gestärkt habe, dass sie ein erneutes Interesse fürs Bibellesen gefunden hätten und der Gesamtkurs eine große Bereicherung für sie gewesen sei. Dazu maß-

geblich beigetragen haben – so die Aussagen der Frauen – zwei Tatsachen: Zum einen war es eine reine Frauengruppe und nur Frauen waren Referentinnen, zum anderen fand dieser Kurs überörtlich, in diesem Fall diözesanweit statt, d.h. die Frauen kannten sich vorher nicht und entwickelten so eine größere Offenheit miteinander, als wenn sie sich gekannt oder an anderen Tagen im gleichen Wohnort wieder getroffen hätten. Entgegen der häufigen Aussage in der Studie, Angebote lieber gemeinsam mit Männern wahrzunehmen zu wollen, wurde hier für den Bereich „Spiritualität“ ausdrücklich vermerkt, dass ein Kurs in dieser Art mit Männern nicht oder nur schwer denkbar gewesen sei. Das macht deutlich, wie sehr „Spiritualität“ nach wie vor ein eher intimes und wohl auch geschlechtsspezifisches Thema ist, zu dem Frauen sich eher in einer reinen Frauengruppe äußern. Ob dies für Männer ebenfalls gilt, mag man die Verantwortlichen in der Männerpastoral fragen.

Schlussbemerkung

Die Teilnehmerinnen dieses Jahreskurses haben anderen Frauen davon erzählt, und es wurden vermehrt Anfragen gestellt, ob und wann es diesen Kurs nochmals geben würde. Dies zeigt, dass Spiritualität und Religiosität für eine Reihe von Frauen eine existentielle Bedeutung haben, dass Frauen ihr Leben aus dem Glauben gestalten wollen und im Kontext von Kirche ihre Fähigkeiten und Formen von Spiritualität einbringen wollen. Wichtig ist dabei, dass sie ihren individuellen Weg finden und darin Bestätigung und Bestärkung erfahren. Auf diese Weise kann die Katholische Kirche nur gewinnen.

Literaturdienst

Klaus Vellguth (Hrsg.): Firmung vernetzt. Die Welt ist nicht genug. Handreichung. München 2015, broschürt 160 Seiten, DIN-A 4. EUR 18,99. ISBN 978-3-466-36-930-0.

Klaus Vellguth (Hrsg.): „Firmung vernetzt. Die Welt ist nicht genug. Jugendbuch“, Kösel Verlag München 2015, Paperback broschürt 96 Seiten, 17,3 x 22,0 cm. EUR 12,99. ISBN 978-3-466-36-929-4.

Der Ende November 2015 erschienene Firmkurs „Firmung vernetzt“ – Die Welt ist nicht genug, hat ein Alleinstellungsmerkmal: Das „Firmteam“, also das Autorenteam um Klaus Vellguth (Hrsg.), nimmt nicht nur das Phänomen der neuen Sozialen Medien wahr, sondern stellt diese in den Dienst der Firmkatechese. Das Team ist jung, interdisziplinär und scheint sowohl von Theologie als auch von modernen Medien Ahnung zu haben. Grundlage des Konzeptes sind die klassischen Themen: Mein Leben, Gott, Jesus, Heiliger Geist, Kirche und Firmung. Zu jedem Themenfeld gibt es jeweils 6 Einheiten mit motivierenden Titeln, wie „Dein Körper ist den Fitnessstudio“ oder „Lebenskünstler für den Himmel“.

Neben dem Firmbuch mit sehr ansprechenden Bildern und passenden Texten dazu und der Handreichung für KatechetInnen gibt es eine eigene Website und eine facebook-Seite, die für die Einheiten genutzt werden können, um Kopiervorlagen auszudrucken oder Internetlinks zu nutzen. Die Facebookseite bietet darüber hinaus die Möglichkeit, Kontakt zum Autorenteam aufzunehmen, aber auch dass Firmgruppen sich direkt darüber vernetzen können.

Ausgangspunkt des Kurses ist die Beobachtung, dass Jugendliche ihr Leben, ihre sozialen Kontakte mit Hilfe der unterschiedlichen Internet-Plattformen gestalten, in Austausch kommen und sich informieren. Der Firmkurs versucht dieses Phänomen positiv aufzugreifen und die Medien in den Dienst der Glaubenskommunikation zu stellen. Es braucht natürlich Vertrauen und klare Absprachen, wie die Smartphones während des Firmkurses eingesetzt werden. Dazu liefert der Firmkurs Hinweise und Vorschläge.

Firmlinge sind in diesem Feld also wirkliche Profis und die KatechetInnen können u. U. von den Firmlingen lernen. Somit werden sie und ihr Leben wirklich ernstgenommen und haben im Sinne der „prophetischen Kraft der Jugend“ auch methodisch den „Alten“ viel zu sagen. Die Themen, Methoden und Fragen sollen wirklich an die Lebenswelt der Jugendlichen anknüpfen und davon ausgehend zu religiösen und persönlichen Themen führen.

Der Katechet bekommt die Rolle des Moderators, was auch theologischer Ausgangspunkt ist: Firmlinge sollen selber Glaubenserfahrungen machen, die mit Hilfe des Katecheten bewusst gemacht und zur Sprache gebracht werden – nicht der Katechet erzeugt die Glaubenserfahrungen. Somit geht es auch in den einzelnen Einheiten nicht primär um den Erwerb von Glaubenswissen, sondern darum, in die Glaubenserfahrung und in die Auseinandersetzung damit gebracht zu werden. Daher spielen nicht nur die Sozialen Medien, sondern auch Sport, Popmusik, aber auch soziale Projekte in den Gemeinden eine Rolle.

Die einzelnen Themen werden durch unterschiedliche Gruppenstunden sehr fundiert und kreativ aufbereitet. Zunächst bietet der Kurs für jede Einheit eine Übersicht, über den „biblisch-theologischen Rahmen“, die „Chancen“, aber auch die „Don’ts“ (also was vermieden werden sollte) und die „Brücke zum Internet“. Jede Einheit hat drei Teile: Hinführung, Aktion, Abschluss. Bei der Aktionsphase werden zum Teil sehr kreative Ideen vorgestellt, wie z.B. bei einem Gala-Essen mit sieben Gängen sich zu jedem Gang mit einem anderen Gottesbild zu beschäftigen oder Orte des persönlichen Glaubens mit Geocaching zu verbinden. Jede Einheit gibt auch Anregungen, wie die Inhalte medial aufbereitet werden und im Internet auf unterschiedlichen Plattformen kommuniziert werden. Ziel ist dabei, dass die Firmgruppen untereinander kommunizieren und andere Perspektiven über diese Plattformen erleben können. Dadurch wird den Jugendlichen wirklich der Eindruck vermittelt, dass der Glaube nicht etwas Antiquiertes ist und daher nur über traditionelle Kommunikationswege transportiert werden könne, sondern der Glaube zu jeder Zeit die angemessene Sprache finden muss! Hier und da wirken diese „Brücken“ konstruiert, aber meistens überraschen sie durch pfiffige Ideen, die Lust machen, es direkt mit Jugendlichen auszuprobieren.

Zum Teil wirken die Einheiten allerdings auch sehr aufwändig, wenn z. B. Radiopodcasts erstellt oder Videoumfragen gemacht werden sollen. Hier ist es sicherlich ratsam, gut auszuwählen, welche Einheit gerade passt, und diese dann fundiert und gut überlegt durchzuführen.

Dieser Firmkurs erzeugt den Eindruck, sich von der Vielzahl anderer Firmkurse abzuheben. Er bietet nicht nur für die Firmkatechese interessante Ideen, so dass er auch in anderen Formen der Glaubenskommunikation der Jugend- und Erwachsenenpastoral eingesetzt werden kann.

Die KatechetInnen werden sicherlich herausgefordert, sich mit den neuen Sozialen Medien vertraut zu machen. Wer dazu nicht bereit ist oder auch zu starke Vorurteile dagegen hat, sollte besser die Finger davon lassen.

Resümierend lässt sich sagen, dass der Firmkurs Lust darauf macht, zusammen mit Jugendlichen dieses Experiment zu wagen.

www.firmung-vernetzt.de

<https://www.facebook.com/firmungvernetzt/>

Christoph Köster

Mechthild Hüsch/Ulrich Roth, Illustration Heinrich Hüsch: Unterm Schatten die Farben – ein Blick auf Leben, Trauer und heilsame Erinnerungen. Gestaltung und Verlag: Hüsch und Hüsch, Deinigen 2015, ISBN 978-3-934794-40-5.

Nach ihrem erfolgreichen Bilderbuch zum Suizid-erleben eines Kindes (Da spricht man nicht drüber. Wie Jakob den Suizid seines Vaters erlebt, 2009) bringen die drei Verantwortlichen mit dem vorliegenden Büchlein ein weiteres wichtiges Thema ins Bild und ins Wort: Das Leben mit Trauer und die Kraft heilsamer Erinnerung. Trauer und Traurigkeit zeigen sich als Folge von Verlust- und Abschiedserfahrungen oder von Krankheit bzw. sind selbst Symptome einer Erkrankung. Die Frage: „Wie komme ich heraus aus der Trauer?“ bleibt eine existenzielle Herausforderung. Sie zu bearbeiten ist ein Schritt menschlicher Reifung bis ins hohe Alter hinein, bis hin zur Integration der Endlichkeit ins Lebenskonzept.

Das Buch ist in Text und Illustration extrem reduziert. Es ist weniger ein Lese- oder Bilderbuch, sondern ein Meditationsbuch. Seite für Seite will in Ruhe wahrgenommen werden. Nach dem Umlblättern gilt es, den manchmal nur feinen Unterschied zur Vorderseite wahrzunehmen. Gestalterisch arbeitet der Illustrator ausschließlich mit Quadraten und Rechtecken, die sich in ihrer Positionierung zueinander und in ihrer Farbigkeit bzw. ihren Grau- und Schwarzttönen unterscheiden.

Vom didaktischen Aufbau her geht das Buch vom Leben über den Einbruch der Trauer und das Durchleben von Traurigkeit einen Weg in die Tiefe. Dort ist der Wendepunkt. Sein Geheimnis heißt: Erinnerung. So dunkel sich die Trauer auch abhebt von den schönen Zeiten, so sehr kann die Farbigkeit der Erinnerung das aktuelle Dunkel verändern. Die Erinnerung macht die andere, die schöne Seite des Lebens stark. Sie hebt gelungene Beziehungen, Freundschaften, Gefühle des Verliebtseins, Erfahrungen des versöhnten Zusammenseins ans Licht. Zum Schluss heißt es im Text: „Das Leben ist manchmal ganz schön traurig. Und manchmal ganz schön. In Erinnerung. Und jetzt. Heute. Und morgen erst recht.“

Die Worte wirken nur in und mit der Illustration. Die Illustration verhindert, dass die Worte zu einfach klingen. Der komplexe Umgang mit Farben und For-

men in der grafischen Gestaltung verleiht den Worten Differenzierung und Ambivalenztiefe. Wie bei guten Filmen erschließt sich das so richtig erst beim zweiten und dritten Durchgehen des Buches.

Der erläuternde Text von Ulrich Roth („Vom Trauern und Erinnern“) erschließt das Thema sensibel von konkreten Erfahrungen her. „Trauer ist ein persönliches Gefühl, aber kein privates.“ Von diesem Satz aus begründet Roth die je individuell-einzigartige Färbung jeglichen Trauerprozesses. Ebenso lenkt er den Blick auf dessen soziale Dimension. Trauer produziert notwendig Co-Betroffene. Sie findet in den Anderen aber auch Stütze und Wegweisung. Roth spricht in diesem Text mit Hilfe von Beispielen von seinen konkreten Erfahrungen, zum Beispiel mit zurückgebliebenen Eltern. In diesem Zusammenhang kommt Roth auch auf die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod zu sprechen. Die Ausführungen dazu, was „das christliche Glaubensbekenntnis“ in diesem Zusammenhang sagt, hätten im Gesamt des Textes etwas mehr Raum verdient.

Der Text von Ulrich Roth bietet einen komplementären Subtext zu den ganz reduzierten Worten, Formen und Farben des Haupttextes. Das Erinnern ist auch ein Nachspüren. Wut, Schuld und Scham melden sich, aber eben auch Freude und das Gefühl des Beschenktseins. Am Ende geht es um das, was die Entwicklungspsychologie mit „Integration“ bezeichnet. Integration, so schließt der Text von Roth, ist das je neue Wandeln der Trauer in Dankbarkeit und Versöhnung.

Das vorliegende Buch eignet sich gleichermaßen für die persönliche Auseinandersetzung mit eigener Trauer wie auch als Gesprächsgrundlage für Gruppen. Die einzelnen Bildtextseiten können zu freiem Assoziieren im Gruppengespräch anregen. Auf den Bildtextseiten des Buches ist viel freier Raum. Dieser steht für die Intention der Autorin/en, dass die Leserinnen und Leser jeweils ihre subjektive und ganz persönliche Sicht und Erfahrung einzeichnen sollen. Nie legen Text oder Illustration die Lesenden fest. Es gibt nicht „die“ Trauer, es gibt nicht die „normale“ Trauer, es gibt nur meine und deine Trauer, genauso wie es nur deine und meine Liebe gibt. Das Buch kann ohne Einschränkungen empfohlen werden für Trauergesprächskreise und Selbsthilfegruppen, für die Pastoral im Umfeld von Grabeskirchen und für Handbibliotheken zum Thema. Da der christliche Glaube explizit nur im Erläuterungstext vorkommt, ist das Buch auch hilfreich für Menschen, die einen anderen Glauben haben oder eher agnostisch geprägt sind. Auch wenn das Buch in erster Linie für die Hand von Erwachsenen entworfen zu sein scheint, eignet es sich sicherlich auch für das gemeinsame Blättern und Besprechen von Erwachsenen und Kindern, z.B. bei einem familiären Trauerereignis.

Martin Pott

Patrik C. Höring/Bernd Lutz (Hrsg.): Christwerden in einer multireligiösen Gesellschaft. Initiation – Katechumenat – Gemeinde. Ostfildern 2015.

Bereits in der zweiten Auflage erscheint dieses Bändchen, das die interdisziplinäre Studienwoche 2013 der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD St. Augustin dokumentiert. Die Bezeichnung „interdisziplinär“ verdienen Studienwoche und Publikation vollkommen zu Recht, denn es kommen Perspektiven unterschiedlicher Disziplinen, Konfessionen und Religionen zu Wort. Das ist der Bedeutung der hier verhandelten Thematik auch sehr angemessen. An ihr lässt sich die gegenwärtige kirchliche Umbruchssituation (zumindest im deutschsprachigen Raum) paradigmatisch ablesen.

Denn die Rahmenbedingungen von Glaube und Kirche haben sich grundlegend geändert: Vorbei sind die jahrhundertlang prägenden volkskirchlichen Strukturen, in denen Kirche und Gesellschaft als mehr oder weniger deckungsgleich galten. Entsprechend wuchs man selbstverständlich, gewissermaßen nebenbei, durch mitlaufendes Lernen, in kirchliche Traditionen hinein. Der Frage, wie Menschen zum Glauben kommen, brauchte Kirche lange Zeit keine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Doch die Zeit des „katholischen Aquariums“ (Christian Hennecke), der milieuhaften Verfasstheit des Christentums und damit des „milieugestützten sozialen Katechumenats“ ist an ihr Ende gekommen (das gilt natürlich genauso für die evangelische Kirche). Allein schon die seit mehreren Jahrzehnten konstant sinkenden Zahlen der Kirchenmitglieder und Gottesdienstmitfeiernden macht dies überdeutlich.

Für viele, die noch in volkskirchlichen (oder noch volkskirchlich scheinenden) Strukturen groß geworden sind, sind dies schmerzliche Prozesse – doch es führt kein Weg vorbei an der Einsicht, dass man nicht quasi durch Geburt Christ ist, sondern es erst werden muss. Die Herausgeber müssen aber diagnostizieren, dass die damit verbundenen Fragestellungen „in der lokalen Praxis und der diözesanen Perspektive längst noch nicht flächendeckend handlungsleitend“ (10) sind.

Dieser Band fasst die verschiedenen Perspektiven der Thematik gut zusammen und macht deutlich, welche Chancen in der beschriebenen Situation für Kirchenentwicklung, für Katechese und Evangelisierung stecken. Der religionswissenschaftliche Blick (Ulrich Berner) auf Initiationsrituale lässt z.B. in moderner Kunst oder in Extremsportarten religiöse Initiationsmotive im Sinne einer Begegnung mit dem Heiligen aufscheinen. Der Liturgiewissenschaftler Benedikt Kranemann problematisiert in einem konzisen Überblick über das Ritual, die Geschichte und die Theologie der Taufe, dass der Pro-

zess des Katechumenats in der Standardform der Säuglingstaufe auf eine einzige Feier verdichtet ist. Er plädiert dafür, dass die radikale Wende der Initiation von den Betroffenen auch als solche erlebt werden sollte.

Der evangelische Theologe Michael Herbst formuliert den missionstheologischen Konsens, dass Mission ihren Ausgang in Gott, nicht in der Kirche hat, und betont die Prozesshaftigkeit einer „entschleunigten Mission“. Wie Herbst weist auch Christian Hennecke (Bistum Hildesheim) auf ermutigende Erfahrungen mit „fresh expressions of Church“ der anglikanischen Kirche hin, die sich vom Leitspruch des ehemaligen Erzbischofs Rowan Williams inspirieren lassen: „Mission is finding out what God is doing, and joining in.“ Initiation ist, so Hennecke, nicht ohne Inkulturation denkbar, und setzt daher voraus, sich auf fremde Lebens- und Gedankenwelten einzulassen und sich von ihrer Gotthaltigkeit überraschen zu lassen. Damit ist auch eine deutliche Pluralisierung der zukünftigen Kirchenlandschaft verbunden.

Der Islamwissenschaftler Ibrahim Salama plädiert angesichts der Verankerung von Religions- und Glaubensfreiheit im Koran für eine Neuinterpretation der gängigen islamischen Meinung, nach der für Konversion bzw. Abfall vom Islam die Todesstrafe zu fordern ist. Im abschließenden Beitrag berichtet Claudia Hofrichter (Bistum Rottenburg-Stuttgart) von den zarten Pflanzen des Erwachsenenkatechumenats. Der Katechumenat, eingebettet in das Leben der Gemeinde, kann als grundsätzliches Modell des Glaubenslernens verstanden werden – und stellt die ganze Gemeinde vor die Frage, welche Konversion sie selbst und jeder einzelne nötig hat.

Der Band kann allen empfohlen werden, die sich über die Grundfragen von Katechese, Initiation und überhaupt einer missionarischen Kirche informieren wollen. Eine einzige kritische Anmerkung: Der im Titel angedeutete Kontext einer multireligiösen Gesellschaft steht nicht im Mittelpunkt des Bandes. Er stellt auch nicht die eigentliche Herausforderung dar, um die es hier geht: nämlich die geringer werdende Bedeutung von Religion in einer sich säkularisierenden Gesellschaft, besonders in ihrer kirchlich eingebundenen Form. In diesem Zusammenhang ist auf das Phänomen der religiösen Indifferenz aufmerksam zu machen, das im Osten Deutschlands schon lange stark ist und auch im Westen an Bedeutung gewinnt. Es handelt sich um Menschen, die sich weder von Religion losgesagt haben noch religiös Suchende sind, sondern schlicht und einfach keinen Bezug zu Glauben, Religion und Kirche besitzen. Erst langsam wird erkannt, dass Kirche sich hier auf eine grundsätzliche Herausforderung einstellen muss.

Tobias Kläden

Auf ein Wort

7 WERKE DER BARMHERZIGKEIT

HUNGRIGE

Sterne
Poesie
essen & trinken
ideen
Segen
ewigkeit &
nähe teilen

DURSTIGE

todbringende
Resignation
ändern und
neue Lebens-
kraft schenken
ebenso die
Nächte erhellen

OBDACHLOSE

bedürftige
Einsame
hilflose
ehren und
retten -
behutsam
entschrecken -
rat
geben und
empfangen
nachhaltig

NACKTE

banke und
erniedrigte und
kriminelle
lieben -
er/sie
ist
dein
ebenbild
nach wie vor

GEFANGENE (und KRANKE)

beleben auch in
erdrückend
schwerer zeit
und gemeinsam das
chaos
heilen und
einander
nicht verlieren

KRANKE

physisch und psychisch
füreinander da sein -
liebervoll glück und leid
ertragen und immer
gemeinsam und
ehrlich das
notwendige tun

TOTE

besonders den
Einsamen
gehören die
rosen - jetzt -
auch im tod
bis wir von
elend und
not erlöst sind

Michael Lehmler

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E